

# Wilhelm von Humboldts dritter Brief an Friedrich von Gentz (1791/92) –

## Die erste Fassung der „*Ideen zu einem Versuche, die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen*“.

### Einleitung, Text nach Albert Leitzmann sowie zusätzliche Anmerkungen

---

#### Einleitung

*Von den drei Politischen Jugendbriefen, die Wilhelm von Humboldt im Herbst und Winter 1791/92 an Friedrich von Gentz (1764 – 1832) richtete, den Freund und Diskussionspartner während der vorhergegangenen Referendarzeit in Berlin, besitzt der dritte Brief als Ur-Fassung der im Frühsommer 1792 endgültig fertiggestellten Schrift über die Grenzen der Wirksamkeit des Staates - im Folgenden „Staatsschrift“ genannt - besonderen Wert. Albert Leitzmann selbst, dem Herausgeber, war bewusst, welche Bedeutung gerade dieser dritte Brief, am 9. Januar in Burgörner abgeschlossen, für die Entstehung der in der „Staatsschrift“ gestalteten Gedankenwelt aufweist, indem er feststellte, dass die Ur-Fassung „mit der späteren Bearbeitung im einzelnen zu vergleichen nicht ohne Reiz“<sup>1</sup> sei. Da dieser Brief an Gentz nicht in den Werkausgaben Eingang fand, sondern von Leitzmann nur unspektakulär und nach Abschluss seiner Werkausgabe gleichsam als späterer Archivfund veröffentlicht wurde bzw. werden konnte, scheint es dringend geboten, diese Ur-Fassung aktuell erneut vorzulegen und damit auf ihre hohe Bedeutung als Forschungsgegenstand aufmerksam zu machen<sup>2</sup>.*

*Die hier veranstaltete Textwiedergabe gibt den von Leitzmann publizierten Text – also in der ursprünglichen Schreibweise und als Brieffassung – wieder. Sämtliche Anmerkungen wie auch von ihm vorgenommene Textkorrekturen bzw. –ergänzungen (gekennzeichnet: „[ ... ]“) wurden übernommen. Die Seitenzahl des Leitzmann-Textes ist jeweils vorangestellt (HZ ... ). Leitzmann vermerkte am Textrand die entsprechenden Seiten der in Band I der Werke Humboldts<sup>3</sup> abgedruckten End-Fassung. Auch diese Verweise wurden aufgenommen. Sämtliche am Leitzmann-Text vorgenommenen Bearbeitungszusätze wurden in Kursivdruck gesetzt. Dazu zählen die Angabe einiger weiterer Parallelstellen in der End-Fassung und bei jedem Seitenverweis auch die beigegebene entsprechende Text-Seitenzahl in der als*

---

<sup>1</sup> Leitzmann, Albert: Politische Jugendbriefe Wilhelm von Humboldts an Gentz, in: HZ 152, 1935, S. 49.

<sup>2</sup> Es ist nicht zu erkennen, dass die Humboldt-Forschung bisher die Ur-Fassung näher aufgegriffen hat. Dies ist jetzt aber ganz einfach, in Humboldts eigene Formulierung gebracht, „nothwendig“.

<sup>3</sup> Wilhelm von Humboldts Gesammelte Schriften. Ausgabe der Preußischen Akademie der Wissenschaften, hrsg. von Albert Leitzmann, Berlin 1903–1936, Nachdruck 1968. Band I. 1785 – 1795, S. 97-254.432f. (zitiert: GS [Band-Nr röm Zahl], S. [arab Zahl])

*Arbeitsmaterial recht praktikablen Reclam-Ausgabe<sup>4</sup>. Die Anmerkungen wurden ergänzt durch Hinweise auf den historischen Kontext, der an verschiedenen Stellen zum Ausdruck kommt bzw. sich anzudeuten scheint. Dadurch lassen sich weitergehende inhaltliche Bedeutungen sowie zeitliche Präzisierungen gewinnen, die Leitzmann – und auch manchem Humboldt-Interpreten nach ihm – aufgrund des damaligen Forschungsstandes und einer vorwiegend literaturwissenschaftlichen Zugriffsweise verdeckt bleiben mussten<sup>5</sup>.*

*Bereits in der ursprünglichen Brief-Fassung hatte Humboldt angedeutet, dass seine Gedankengänge durchaus „im Einzelnen ein größeres Détail“ erfahren könnten: „So bei der Bestimmung der Art, wie der Staat nun für die innre Sicherheit sorgen darf, und sogar muß“. Auch was er „hier nur aus dem Gesichtspunkt des Ersprießlichen und Besten“ betrachte, müsste „nicht uninteressant sein, aus dem Gesichtspunkt des Rechtes zu prüfen“<sup>6</sup>. Es ist also keineswegs so, dass erst spätere Erfurter Gesprächspartner, etwa der Koadjutor Karl Theodor Anton Maria Reichsfreiherr von Dalberg (1744-1817), den Anstoß zu den weiterführenden Überlegungen in der End-Fassung gegeben hätten, sondern diese Perspektiven sind Humboldt bereits im Januar 1792 bewusst.*

*In der End-Fassung griff Humboldt für die Kapitel I bis VI sowie VIII und XV der insgesamt 16 Kapitel mehr oder weniger wortwörtlich auf die Januar-Fassung zurück. Dabei wurden der Gedankengang präzisiert, der Stil geglättet, verschiedene Abschnitte oder Einzelgedanken aus der Ur-Fassung ausgelassen, andere teilweise umfassende Passagen hinzugefügt, so in den Kapiteln III (Folgen einer Sorgfalt des Staates), V (Sicherheit gegen auswärtige Feinde), VI (Öffentliche Erziehung). Das Kapitel VII (Staat und Religion) ist neu verfasst, wobei insbesondere die zweite Hälfte der Schrift „Über Religion“ von 1788/89 eingearbeitet*

---

<sup>4</sup> Reclams Universal-Bibliothek (RUB) 1991. Nachwort von Robert Haerdter. 223 S. ISBN: 978-3-15-001991-7 (zitiert: RUB 1991)

<sup>5</sup> Dazu eines von vielen Beispielen: Christina Sauter-Bergerhausen theoretisiert in ihrem Aufsatz „Vom ‚blutigen Krieger‘ zum ‚friedlichen Pflüger‘“ (Sauter-Bergerhausen, Christina: Vom ‚blutigen Krieger‘ zum ‚friedlichen Pflüger‘. Staat, Nation und Krieg in Wilhelm von Humboldts ‚Ideen zu einem Versuch, die Gränzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen‘. In: Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte, Jg. 12 (2002), Heft 2, S. 211-262) zwar weitläufig über Humboldts Auffassungen zum Krieg, sie unterlässt es allerdings, die Einbettung der „Staatsschrift“ in den historischen Kontext zu reflektieren. Eine solche Sichtverengung kann dann bei einem heutigen Betrachter verständlicherweise wirklich nur „Ratlosigkeit“ (ebd., S. 258) hervorrufen. Humboldt wird verurteilt, weil er den „neuzeitlichen Krieg“ nicht vorausgesehen hat (S. 259). Christina Sauter-Bergerhausen erwähnt zwar den dritten Brief an Gentz in der Fußnote 11, verzichtet jedoch darauf, auf dessen Inhalt bzw. einen näheren Vergleich mit der späteren „Staatsschrift“ einzugehen. Bei der Lektüre der Ur-Fassung wird deutlich, dass das Vorhandensein stehender Armeen für Humboldt ein wesentlicher Kritikpunkt ist ( S. 74). Aber bereits zur Zeit der Abfassung des Briefes wurde die Revolution in Frankreich als höchst gefährlicher Unruheherd empfunden. Jacques Pierre Brissot(1754- 1793) hatte am 20. Oktober in der Nationalversammlung mit massiver Kriegspropaganda begonnen, die ständig an Zustimmung gewann. Nach einem von der französischen Regierung im März ausgesprochenen Ultimatum erklärte Frankreich am 20. April 1792 an Preußen und den „König von Böhmen und Ungarn“ (nicht an den Kaiser, weil man sich mit dem Deutschen Reich militärisch nicht verstricken wollte) den Krieg. Somit wird verständlich, wenn Humboldt in der End-Fassung innerhalb eines zusätzlichen Abschnittes den stehenden Armeen einen „grossen, unbestrittenen Nutzen“ zuspricht: „Sie sind ein Theil des Ganzen, welches nicht Plane eitler menschlicher Vernunft, sondern die sichre Hand des Schicksals gebildet hat“ (S. 139).

<sup>6</sup> Leitzmann, Albert: Jugendbriefe, S. 87.

wurde<sup>7</sup>, nachdem die Fassung von Januar 1791 zum Thema Religion nur einige allgemeinere Gedankengänge enthalten hatte<sup>8</sup>. In das Kapitel XI (Zivilgesetze) ist in Ansätzen die Abhandlung: „Ueber die Ehrlosigkeit (Infamie) als eine Kriminalstrafe“ eingearbeitet erkennbar, deren Entstehungszeit Leitzmann auf „Sommer oder Herbst 1791“ festgelegt hat<sup>9</sup>. Zusätze im Kapitel XV unterstreichen das in dieser Fassung von Humboldt zugrunde gelegte Verständnis in theoretischer Sicht, während Humboldt in dem neuen Kapitel XVI als Abschluss der Schrift die Anwendungsmöglichkeiten der von ihm entwickelten Theorie erörtert. Insgesamt findet gegenüber der Januar-Schrift in der End-Fassung eine Verlagerung von der Diskussion der Ereignisse in Frankreich und der dortigen Verfassungsentwicklung auf eine allgemeinere staatspolitische Ebene statt, wobei deutlich wird, dass die aktuellen Entwicklungen in Preußen, vor allem die Zuspitzung in der Religions- und Rechts- bzw. Verfassungspolitik, die Reflexionsanlässe bilden. Des weiteren zielt Humboldt in einigen Gedankengängen möglicherweise auch auf Auswirkungen der jetzt von Frankreich ausgehenden politischen Aggressionen ab.

Wilhelm von Humboldt hat auf die Textpassagen über den in der Ur-Fassung eingangs als Leit-Autor angeführten Montesquieu in der End-Fassung verzichtet. Stattdessen ist dort mehrfach, und zwar bereits in dem der Schrift vorangestellten Motto, auf Mirabeau'sches - als wohl aktuelleres - Gedankengut<sup>10</sup> Bezug genommen. Humboldt distanziert sich hinsichtlich des politischen Standpunktes von Mirabeau – dieser hatte den von Montesquieu vertretenen Grundsatz der Gewaltenteilung nicht aufgegriffen. Für andere Prinzipien indessen findet sich Humboldt durch Mirabeaus Vorstellungen nachdrücklich bestätigt, so hinsichtlich des Zentralprinzips der „Sicherheit“<sup>11</sup> sowie der End-Fassung deutlich hervorgekehrten Ablehnung der Wirksamkeit des Staates in der öffentlichen Erziehung<sup>12</sup>; vgl. ferner die Ausführungen zum Erbrecht<sup>13</sup>. Da Wilhelm von Humboldt in die End-Fassung zudem eine sehr ausführliche Diskussion mit spezifischen Aspekten des unmittelbar vor der Einführung stehenden Preußischen Allgemeinen Landrecht<sup>14</sup> einbezieht, dessen Entstehen er

---

<sup>7</sup> Humboldt führt als Grund für den Verzicht auf die erste Hälfte an, den ersten Teil wegen seiner - inzwischen von ihm wohl als solche empfundenen - „Mängel“ hier nicht wiederholen zu wollen (Leitzmann, Albert: A.a.O., S. 84). In der Tat ist der erste Teil der Schrift zwar gedanklich vielfältig, jedoch nicht so tief durchdacht, dass er restlos vor Humboldts eigener Norm geistigen Arbeitens bestehen könnte.

<sup>8</sup> Leitzmann, Albert: A.a.O., S. 84.

<sup>9</sup> Zu „Über Religion“ GS I, S. 45ff., zu „Infamie“ GS VII, S. ??

<sup>10</sup> Das Buch von Mirabeau über die Education ist mutmaßlich hrsg. von Pierre-Jean-George Cabanis (1757-1808), Mirabeaus Arzt. Die in der End-Fassung (GS I, S. 198, RUB. S. 143f.) in der Anmerkung von Humboldt zitierte Werkausgabe: Collection complete des travaux de Mr.(richtig: M.) Mirabeau l'ainé à l'Assemblée nationale. T. V. p. 498-524, wurde herausgegeben von Etienne Méjean, 5 Bde., Paris 1791/92.

<sup>11</sup> GS I, S. 134 (s. Anm. 3); RUB 1991, S. 59 (s. Anm. 4).

<sup>12</sup> GS I, S. 146; RUB 1991, S. 73f. - Schon in den frühen Reisetagebüchern schenkte Humboldt Erziehungs- und Sozialfragen eine erhöhte Aufmerksamkeit.

<sup>13</sup> GS I, S. 198; RUB 1991, S. 143.

<sup>14</sup> Im Brief v. 19. August 1791 aus Burgörner an den Bruder Ernst Ludwig Wilhelm von Dacheroeden (1764-1806) schreibt Karoline: „Humboldt hat mit letzter Post an den HE. Koadjutor das neue Gesetzbuch abgeschickt das er nebst einem Exemplar für sich von Berlin empfangen“. Wilhelms Exemplar ist festgehalten im Bücherverzeichnis Archiv Schloss Tegel Nr.129: „Allgemeines Gesetzbuch für die Preußischen Staaten. Berlin

*seit den Vorlesungen seines Lehrers Ernst Ferdinand Klein (1744 – 1810) nicht aus den Augen gelassen hatte, erhebt er die von Mirabeau geforderte Schranke der „nur notwendigen Gesetze“ zum tragenden, bereits im Eingangsmotto zementierten Grundsatz<sup>15</sup>.*

### Text mit Anmerkungen

(HZ 52) Wenn ich neulich, lieber Gentz, die Französische Konstitution<sup>16</sup> nur als eine Veranlassung brauchte, allgemeine Ideen über alle Staatsreformen überhaupt gelegentlich daran zu entwickeln; so habe ich sie seitdem zur einem angelegentlicheren Gegenstande meines Nachdenkens gemacht<sup>17</sup>, und da sind mir vorzüglich zwei Betrachtungen aufgestoßen, die, wie mich dünkt, diese Konstitution noch weit von dem Ruhme eines Vernunftideals entfernen, in dessen ruhigem Besiz mein voriger Brief sie ließ. Wenn ich aber meinen Ideen misstrauere; so misstrauere ich noch mehr meiner Sachkenntniß, und in dieser doppelten Rücksicht bitt' ich Sie um Berichtigung meines Raisonnements.

Bei der Beurtheilung jeder Staatsverfassung muß man, dünkt mich, sorgfältig zwei zu oft verwechselte Dinge unterscheiden, den Zweck, den sich die ganze Staatsverfassung [99; R 13]<sup>18</sup> überhaupt zu erreichen vorsezt, und die Mittel, welche sie verwendet um sich selbst ihr

---

*1791“.* – Humboldt hatte offensichtlich seinen Buchbesitz aus Berlin nach Burgörner mitgenommen, um neben dem Genuss der Flitterwochen auch die geistige Arbeit nicht zu kurz kommen zu lassen. Karoline schreibt an den Bruder am 4. August 1791: Humboldt „empfiehlt sich dir bestens und sitzt mitten unter seinen Büchern“ – es waren noch nicht alle Wohnmöbel geliefert worden.

<sup>15</sup> Es bleibt die Frage, wie und wann Humboldt zu der Mirabeau-Lektüre gelangt ist: Humboldt hat jedenfalls die Ereignisse in Frankreich mit großer Aufmerksamkeit verfolgt, er war bemüht, seine mangelhafte Sachkenntnis (HZ – s. Anm. 1 -, S. 86) zu kompensieren. Wahrscheinlich sind ihm die Revolutions-Schriften Mirabeaus erst nach dem 9. Januar 1792 bekannt bzw. ist ihm ihre Bedeutung bewusst geworden. In diesem Zusammenhang gilt es zu bedenken, dass während der Revolutionswirren aus Frankreich Zeitungen, Gesetzesausgaben der Nationalversammlung sowie sonstige Literatur zu beziehen selbst in Berlin durchweg mit Schwierigkeiten und zeitlichen Verzögerungen verbunden war.

<sup>16</sup> Humboldt setzt sich hier mit der Verfassung von 1791 auseinander, die am 13. September 1791 in Kraft getreten war und auf die Ludwig XVI. am 14. September den Eid leistete. Die Verfassung hatte zwar das Montesquieu'sche Prinzip der Gewaltenteilung aufgenommen, Humboldt moniert jedoch das vorhandene Übergewicht der Legislative.

<sup>17</sup> Soweit Humboldt und seinen Schwiegervater ein mehr oder weniger tägliches Zusammenleben verband, ist es nicht völlig abwegig, einen gegenseitigen geistigen Austausch über fachliche Themen anzunehmen. Karl Friedrich von Dacheroeden (1732 – 1809) war von seiner früheren Tätigkeit als Landrat in Mansfeld und Kammerpräsident in Minden her, ferner in seiner anschließenden weiteren Funktion als Direktor der Erfurter Akademie und Ratgeber des Koadjutors, als Gutachter in Gesetzgebungsfragen usw. mit den wirtschaftlichen, rechtlichen, politischen, sozialen und verwaltungsbezogenen Fragen seiner Zeit bestens vertraut. Im Brief an den Bruder vom 2. Dezember 1791 aus Burgörner teilt Karoline diesem mit, Wilhelm wolle dem - in Erfurt weilenden - Schwiegervater einige Neuigkeiten aus Berlin schreiben. Allerdings verfügte auch der Schwiegervater über weitreichende Informationsquellen in Berlin, Dresden, Leipzig, Magdeburg, Halle. Dem Dacheroeden'schen Bücherverzeichnis zufolge (Berlin 1824) war der Schwiegervater von Beginn der Revolution an bemüht, sich durch jeweils aktuelle Literatur über die Ereignisse in Frankreich zu informieren.

<sup>18</sup> Wie zuvor dargestellt, bezieht sich die erste Zahl [99] auf die Seitenzahl in Band I der Leitzmannschen Werkausgabe, die zweite [R 13] auf die Reclam-Ausgabe.

Dasein und die Möglichkeit ihrer Thätigkeit zu erhalten. Von dem ersteren ist in vielen Verfassungen, und z. B. in den alten griechischen und Italischen gar die Frage nicht. Ob in Sparta, Athen, und Rom bloß die Sicherheit abgezweckt wurde, oder auch das übrige Wohl der Menschen, ob in diesem Fall ihr moralisches, oder physisches? möchte nicht bloß eine schwer, sondern eine gar nicht zu entscheidende Frage sein. Sehr natürlich auch. Solange es die Menschen waren, die sich einen Herrscher gaben, so konnte es ihnen nicht einfallen zu fragen, was wollen wir nun anfangen, wenn wir frei und wenn wir sicher sind, aber wenn der Herrscher die Menschen unterwirft, dann ist es nicht befremdend, daß entweder die Menschlichkeit des Regenten sich selbst die Frage vorlegt, welche Gränzen er wohl seiner Wirksamkeit setzen darf? oder daß die Menschen selbst es wagen, ihn an diese Gränzen zu erinnern. Die Bereicherung des Staatsrechts mit dieser Frage dürfte daher in eben die Zeiten fallen, in wel-(HZ 53)chen, statt daß ehemals die Freien einen Herrscher verlangten, der Herrscher Sklaven suchte, und in die Zeiten, wo aus den Bürgern Unterthanen wurden. Auf der andren Seite war in den älteren Staaten die Frage, wie man der Regierung Festigkeit und Gewalt zusichern wollte, noch ungleich interessanter, als jetzt. Denn in einem Zeitalter, wo der geringere Grad der Kultur und die weniger ausgebreitete Kommunikation es noch weniger möglich macht der wirklichen Kraft nur Zeichen der Kraft, und dem gegenwärtigen Widerstande auf die Zukunft weisende Furcht und Hoffnung entgegenzusetzen, wo es gilt, was die Menschen sind, und nicht, was sie haben, da muß es, weil der höchst möglichen Unterschied der Kräfte gegen den höchst möglichen Unterschied der Güter natürlicherweise unendlich klein ist, da, sag' ich, muß es bei weitem leichter sein, einen Thron umzustößen, als zu behaupten. Wie nahe diese Verschiedenheit zweier Epochen sei, welche offenbar in der Geschichte der Staatsverfassungen, wiewgleich mit großen Verschiedenheiten des Orts und der Zeit, existirten, zeigt die Bemerkung, daß in beiden Epochen völlig gleiche Erscheinungen sich bloß durch diese zwiefache Quelle unterschieden. In den älteren und neueren Staaten wachte man über die Aufrechterhaltung der hergebrachten Religionen, in beiden gab es öffentliche Erziehungsanstalten, in Platons Republik und in mehr als Einem [102; R 17] neueren Lande sucht man den Handel von der Nation an den Staat zu bringen, und allgemein in alten und neuen Staaten schränkt man die freie Willkür des Menschenlebens ein, aber weder in den alten sagte man, daß dieß auf die Beförderung des physischen und moralischen Wohls der Bürger abzwecke, noch in den neueren, daß es die Vermeidung von Aufruhr zur Absicht habe. Der einzige Einwurf hingegen möchte von dem „sagt man“ herzunehmen sein, allein den kann ich hier, wo es mir nicht auf historische, sondern auf politische Erörterung ankommt, leicht übergehen.

*Ueberhaupt, wie auch überall mag gehandelt worden sein; so ist gewiß, daß die beiden gleich zu anfangs erwähnten Gesichtspunkte – der eine sowenig als der andere – vernachlässigt werden dürfen. Der ganze Unterschied besteht nur darin, daß der eine bloß einen positiven, der andre einen negativen Gebrauch hat. Die Menschen wollen in Gesellschaft leben. Dazu führt sie ihre Natur. In der Gesellschaft aber fühlen sie das Bedürfniß gemeinschaftlicher Führung. Nun entstehen natürlich die beiden obigen Fragen: 1., was verlangt man von der Regierung, und worauf schränkt man ihren Zweck ein? 2., wie bringt man es dahin, daß die Regierung nie mehr thun wolle, aber dieß immer (HZ 54) thun könne? Ich fange zuerst bei der letzteren an, weil, wenn ich meine Data über die Französische Konstitution überschlage, mein Reichthum hier größer ist, und auch diese Frage – bei einer genaueren Abmarkung der*

*Wissenschaften – wohl allein eigentlich in die Politik gehört, indem die andre, mehr aus der Moral oder dem Naturrecht geschöpft, der Politik nur die Gränze setzt.*

Montesquieus *principes*<sup>19</sup> haben mir immer eine der genievollsten Ideen geschieden. Sie deuten gerade das an, was ich hier meine, die Nothwendigkeit gleichsam dem unkörperlichen Ideal einen Körper zu leihen, damit es den Menschen sichtbar werde. Unstreitig ist seine Aufzählung oberflächlich und unvollständig. Aber dieser einzige Mann sucht die Ideen nicht auf; sie begegnen ihm, und der geistvolle Leser schämt sich die Geburten seines Genies erst systematisch zu reihen. Sobald man das Band zwischen dem Staat und der Nation fest knüpfen will, sind zwei Klippen zu vermeiden, dem Staat nicht zu wenig Gewalt<sup>20</sup> zu verleihen, damit er sicher wirken könne, und nicht zu viel einzuräumen, damit er die Gränzen nicht überschreite. Daher ist es nie weise, ein wirkliches Uebergewicht physischer Macht zu veranlassen, wie es in allen despotischen und selbst – durch die stehenden Armeen – in unsren monarchischen Staaten ist. Weniger schlimme Folgen hat es schon, wenn die Macht nicht unmittelbare, sondern mittelbare durch Gewinnung der Nation, oder eines Theils derselben ist<sup>21</sup>. So bei der Ehre, dem *principe* der Monarchie, nach Montesquieu. Denn dieselbe Ehre, welche die Nation an den Thron bindet, verhindert sie auch, sich als Sklavin behandeln zu lassen. Könnte diese Triebfeder ihrer Natur nach auf alle Mitglieder der Nation wirken; so möchte sie – insofern man nemlich bloß den politischen Gesichtspunkt der Festigkeit der Verfassung faßt – vielleicht die beste sein. Aber da sie allemal nur einen Theil der Nation umfaßt; so kann nur der sie billigen, dessen Sorgfalt um den Ueberrest ganz unbekümmert ist. Wie daher die letzte der noch übrigen Montesquieuschen Triebfedern die edelste im einzelnen Menschen ist; so ist sie auch die, welche allein zum wahren Ziel führt. Nur der reine Enthusiasmus für die Konstitution – wenn sie mir erlauben, so *vertu* zu übersezen – blüht in ungeschwächter Kraft und (*HZ 55*) nur er vergißt nie seiner Schranken. Aber die Hofnung, dieser Triebfeder so leicht Meister zu werden, schwächt schon die warnende und belehrende Erfahrung, daß man ihn nur in den blühendsten Zeiten der alten Staaten, und bei uns nur in isolirten, oder noch unkultivirten Ländern findet. Für eine bloße Idee haben sich wohl Philosophen, aber nie Nationen erwärmt. Bei diesen entsteht Begeisterung für die Konstitution nur dann, wenn diese Konstitution aus ihrem Nationalcharakter gleichsam hervorgeht, wenn sie aufhören müßten die Menschen zu sein, die sie sind, wenn sie die Konstitution verlören. Dann entsteht sie nicht leicht anders als in einer Epoche, in welcher die Bedürfnisse der Menschen noch sehr einfach, und die Nothwendigkeit ihrer Verbindung sehr groß ist. Die Festigkeit einer Vereinigung Mehrerer steht allemal im umgekehrten Verhältniß zu der Mannigfaltigkeit der Bedürfnisse, und dem Gefühle der Kraft der Einzelnen. Diese Schwierigkeiten sahen die Alten wohl ein. Daher allein stammten Lykurgus gemeinschaftliche Mahlzeiten, daher Platos Weibergemeinschaft, Verbannung vieler Gattungen der Dichtkunst u. s. f. Daher sogar Aristoteles grausamer Vorschlag, bei einer zu großen Bevölkerung die Geburten zu unterdrücken<sup>22</sup>. Wie man aber über diese Projekte und Geseze

---

<sup>19</sup> Das dritte Buch des „*Esprit des lois*“ handelt „*Des principes des trois gouvernements*“.

<sup>20</sup> Verbessert aus „*Macht*“. – Karl Friedrich von Dacheroeden besaß dieses Buch: „3491-94. *De l'esprit des loix*. T. 1 – 4. Amst. et Leipz. 763“.

<sup>21</sup> Verbessert aus „*wirkt*“.

<sup>22</sup> *Politik* 7, 16 (S. 1335b).

urtheilen mag, so sahen diese zu oft verlachten, und zu selten verstandenen Weisen wohl ein, daß, sobald der Mensch ein doppeltes Dasein kennt, das Dasein des Menschen und das des Bürgers, der Staat aufgelöst sei, den nur Bürgertugend erhalten soll. In eben diesem Verstande hatte auch, was immer der furchtsam fromme M.[ontesquieu] einwenden mag, Bayle recht zu behaupten, daß ein Staat von Christen nicht bestehen könne<sup>23</sup>. Denn unstreitig ist eine der heilsamsten Folgen des Christenthums die größere Vereinigung der Menschen gewesen; und unläugbar trennen sich die Bande einer Gesellschaft in eben dem Grade, in welchem ihre Mitglieder sich ändern, nicht zu ihnen gehörenden nähern. Alle alten Staaten, wenigstens gewisse Perioden hindurch, sind gleichsam einzelne kolossalische Menschengestalten. In jeder ein entschiedener Charakter, entschiedene Tugenden, entschiedene Fehler. Ueberall ist Einheit und wenn man mit andren vergleicht, überall unverkennbare Verschiedenheiten. Mit der Kultur, mit der größeren Gemeinschaft der Menschen, unter der Bildung einer gemeinschaftlichen Religion, und einer, nur in viele freilich oft weit abweichende Dialekte getheilten Sprache, muß das aufhören, und kann nicht zurück-(*HZ* 56)kehren. Es ist eine Erscheinung, die, einst wohlthätig, einer zum mindesten gleich wohlthätigen, gewichen ist. Die nüchterne Weisheit belehrt sich an ihren Schatten, aber versucht nicht, sie, gleich einem abgeschiedenen Geiste, zurückzuzaubern.

Außer diesen M.[ontesquieuschen] *principes* giebt es noch ein oft und, weise angewandt, immer mit Glück versuchtes Mittel, die Staatsverfassung zu sichern, die Gegeneinanderstellung mehrerer, von einander unabhängiger Mächte. Dieß muß man mehr als irgendwo in dem Römischen Staat studiren. Ueberhaupt kann ich mich nicht enthalten, es zu sagen, daß die Römische Geschichte das einzige wahre Lehrbuch der Politik ist, und mir ewig der der größte Politiker bleiben wird, der dieß unablässig studirt hat. In Rom giebt kein vernünftelnder, oder schwärmerischer Gesezgeber eine neue Konstitution, aber man sieht ein Volk, das, ohne vorher eine Nation ausgemacht zu haben, nur durch seine Verfassung gebildet ist, ein Volk, das ewig mit seinen Nachbarn und dem Schiksale kämpft, und, bei seiner unbegrenzten Freiheitsliebe, daher ewig in dem Fall ist eines Herrschers zu bedürfen, und einen Unterdrücker zu fürchten, dessen wahrhaft praktischer Verstand allemal, durch die Gefahr begeistert, das beste Heilmittel findet, und dessen edler, und selbst in seinen Fehlern großer Charakter nie seine Würde vergißt. Man hat den Livius verlacht, wenn er irgendeinmal sagt, die Römer hätten nie einen Krieg aus Eroberungssucht angefangen<sup>24</sup>. Aber wenn sie Eroberungssucht besaßen; so wars doch die edelste aller, und gewiß wären sie lieber die Schiedsrichter, als die Beherrscher<sup>25</sup> der Nationen gewesen. Verzeihen Sie diese Ausschweifungen, theurer Freund. Ich komme zurück. Die Römer wogen aufs genaueste die Grenzen der Macht gegeneinander ab. Sobald Ein Plebejer einen Kurulischen Stuhl einnahm, erschienen auf dem Marktplaz drei andre patrizische, ein Verhältniß, das, wer die Römische Verfassung wahrhaft studirt hat, nicht übertrieben finden wird. Dieß Mittel des Gleichgewichts – wenn ich so sagen darf – ist nur für die alte Zeit und alte Nationen. In jeder

---

<sup>23</sup> Vgl. *Esprit des lois* 24,6.

<sup>24</sup> Ich kann diese Stelle bei Livius nicht auffinden

<sup>25</sup> Verbessert aus „Herrscher“.

lassen sich verschiedene Stände, wohl mit abgewogener Macht, und mit gehörig gereizten Begierden einander entgegenstellen.

Welches von diesen Mitteln hat nun die konstituierende NV. [Nationalversammlung]<sup>26</sup> gewählt? Wenn mich nicht alle meine Sachkenntniß trügt, keins. Nichts steht der jedesmaligen Legislatur entgegen. Der König und seine Minister<sup>27</sup> sind ohne Macht. (*HZ* 57) Die Römischen Tribunen waren es auch. Auch *sacrosancti* wie der Französische König und nur mit einem *veto* versehen. Aber das *veto* der Tribunen unterstützte das Volk. Wehe dem Zeitpunkt, wo je das Volk seis gegen die Legislatur oder gegen den König handelt. In jedem Fall ists ein Eingriff in die Konstitution, und in die Verfassung sind nun beide Mächte gesetzt, daß sie auf das Mittel reduziert werden, eine dritte ungesetzmäßige zu Hülfe zu rufen. Aber eine solche Gegeneinanderstellung der Stände hat die NV. auch nicht einführen wollen. Sie fürchtete nur<sup>28</sup> den König, und dem hat sie Fesseln angelegt. Für die Legislatur und die Nation bürgt ihr Enthusiasmus für die neu eingeführte Freiheit. Der Grundsatz, auf dem die ganze Konstitution aufgeführt ist, ist Gleichheit, aber – gewiß zum erstenmal in irgendeiner Nation – Gleichheit nicht der Bürger, sondern der Menschen. Es mag immerhin eine schwere Sache sein, zu bestimmen, ob die Rechte der Menschheit einem Gesezgeber diesen Grundsatz abnöthigen. Auf der einen Seite, dünkt mich, erfordern die Menschenrechte wohl, daß jeder frei sei, aber schlechterdings nicht, daß jeder herrsche; auf der andren indeß halte ich es gleichfalls unrichtig, sich auf alte Verträge und Rechte zu beziehen. Das Recht da anführen, wo die Sache ganz geändert ist, heißt offenbar um der Form willen die Sache vernichten. Allein die nähere Ausführung und die Anwendung beider Bemerkungen erregt noch eine Menge von Schwierigkeiten. Indeß kommt es auch hier auf diese Erörterung nicht an. Neben dem Grundsatz der allgemeinen Menschengleichheit und wäre es immer Pflicht der NV. gewesen ihrer Verfassung eine Triebfeder beizugeben<sup>29</sup>, welche ihr die Dauer gesichert hätte, und die Möglichkeit leidet keinen Zweifel. Daß das Prinzip der Menschengleichheit selbst keine solche ist, davon, mein Theurer, ersparen Sie mir gewiß den Beweis. Wo nicht so verweise ich Sie auf den Satz, daß alle Energie mit der Ausbreitung hinschwindet, auf meinen vorigen Brief überhaupt, und auf die Erfahrung, welche das Geschrei über die Freierklärung der Negersklaven unter Menschen giebt, die einem Könige kaum noch den Titel Majestät einräumen<sup>30</sup>.

---

<sup>26</sup> Die Verfassungsgebende Nationalversammlung, auch als Konstituante bezeichnet, löste sich am 30. September 1791 auf, nachdem sie als eine ihrer wesentlichen Aufgaben die neue Verfassung erarbeitet hatte. Die nunmehr zum 1. Oktober 1791 einberufene Gesetzgebende Nationalversammlung, auch Legislative genannt, sollte die Neugestaltung des legislativen Bereiches vornehmen.

<sup>27</sup> Die in der Verfassung vorgesehene Regierung wurde im November 1791 einberufen. Unter der Annahme, dass Humboldt dieses Urteil erst aufgrund der beginnenden Regierungsmaßnahmen bzw. der Versuche dazu fällte, müsste eine relativ späte Abfassungszeit der Schrift angenommen werden, also gegen Jahresende bzw. in den ersten Januartagen 1792.

<sup>28</sup> Verbessert aus „verließ sich auf“.

<sup>29</sup> Verbessert als [wohl richtig: „aus“] „beizumischen“.

<sup>30</sup> Als Folge von in der französischen Kolonie Haiti aufgetretenen Unruhen erklärte die Konstituante am 15. Mai 1791 die freien Farbigen - im wesentlichen Mulatten - für den weißen Koloniewohnern rechtlich gleichgestellt. Humboldt bezieht sich hier offensichtlich auf dieses Ereignis. Als Mitte August in der Kolonie die

Ich darf daher, denke ich, sagen, es fehlt der Französischen Konstitution an allen Triebfedern, dem Könige an aller Macht, der Legislatur an allem Zaum, und der Nation an allem Zunder des Enthusiasmus. Nur Ein Staat, in der mir bekannten Geschichte, hat sich – die übrigen ungeheuren Verschiedenheiten (*HZ 58*) abgerechnet – ohngefähr in gleicher Lage befunden, Athen. Das wollüstige Athenische Volk hatte gewiß keine Tugend, in der ausgelassensten Demokratie war nicht an Ehre, im monarchischen Verstande, zu denken. Furcht traf nur die Guten und Edlen, und die Macht des Volks hatte keine Zügel, als seine eigne durch Geschwätz bestechbare Eitelkeit. Dennoch hat Athen geblüht, und seit den Pisistratiden keine einheimische Tyrannie in seinen Mauren entstehen sehen. Denn die 30 Tyrannen gab bekanntermaßen Lakedämon. Allein die Fehler der Athenischen Verfassung zeigt auch ihre Geschichte genug, und daß die Verfassung sich erhielt, war warlich nur Folge des Uebermaßes der Demokratie, der mehr eiteln, als großen Freiheitsliebe des Volks, des Ostracismus und seiner übrigen Ungerechtigkeiten; lauter Heilmittel, welche warlich das Uebel selbst nicht sehr fürchterlich machen. Vielleicht möchten alle Schriftsteller des Jahrhunderts Ludwigs XIV. mit ungünstiger Vorbedeutung so oft an die Aehnlichkeit von Paris und Athen erinnert haben.

Unausführbarer also, als jedes mir bisher bekannte Projekt, unausführbarer selbst als Platos Republik wird mir ewig<sup>31</sup> die Französische Konstitution scheinen. Mag es immerhin unmöglich sein, in Platos Allegorie zu reden<sup>32</sup>, das irdische, erdgeborene Roß zu dem Wohnsitz der Urgestalten der Wesen über den Gestirnen zu lenken<sup>33</sup>, näher scheint mir dem Ziele noch der, welcher kühn wagt, ihn mit Gebiß und Geißel zu gebieten, als der, welcher ihm ohnmächtig der Zügel überläßt.

2., Ich gehe zum zweiten nun über, welchen Zweck<sup>34</sup> muß die wahre Politik jeder Staatsverfassung vorschreiben, und welches sind daher die Schranken ihrer Wirksamkeit ?. Sie werden es mir verzeihen, wenn ich hiebei noch weniger Rücksicht auf Frankreich nehme. Die Ideen sind mir an sich interessanter, und über Frankreichs jezige Verfassung fehlen mir viele Data.

Das physische und moralische Wohl der Nation, sagen fast alle unsre politischen Schriftsteller, ist der Zweck des Staats, und Religions und Polizeiedikte sagen es deutlich genug, daß die Ausführung hier der Theorie sehr nahebleibt. Vorzüglich häufig aber ist das Einmischen des Staats in die Betreibung aller Gewebe. Akkerbau, Handwerker<sup>35</sup>, Handel,

---

*Kunde von dem vergeblichen Fluchtversuch des Königs eintraf, zugleich aber das Gerücht umherlief, der König habe die allgemeine Abschaffung der Sklaverei beschlossen, erhoben sich am 22. August die farbigen Sklaven zu einem Aufstand. Die Kunde von diesem Aufstand dürfte frühestens Anfang November nach Frankreich bzw. Deutschland gedrungen sein. Erst 1794 wurde in der Kolonie die Sklaverei - vorübergehend - abgeschafft. Die Abschaffung der Sklaverei war nicht unumstritten, weil Haiti Zuckerrohrlieferant war und zu Recht befürchtet wurde, dass mit der Sklavenbefreiung diese koloniale Erwerbsquelle für Frankreich wegfiel.*

<sup>31</sup> Verbessert aus „immer“.

<sup>32</sup> Verbessert aus „die menschliche Unvollkommenheit“.

<sup>33</sup> Phaedrus S. 247 c. 253c.

<sup>34</sup> Verbessert aus: „was [für einen]“. - [...] bei Leitzmann.

<sup>35</sup> Verbessert aus „Gewerbe“.

Künste und Wissen-(HZ 59)schaften selbst, alles erhält Leben und Lenkung vom Staat. Auf diesen Grundsätzen ist die seit einiger Zeit so gepriesene Polizeiwissenschaft erbaut, und vielen Schriftstellern nach, sollte man glauben, das einzige Verderben sei nur dieß, daß man nicht jeden einzelnen Unterthan, überall, und, wie Rousseau seinen Emil, bis ins Ehebett hinein, hofmeistern kann. Die Alten schränkten auch die Freiheit auf mancherlei [193; R 18] Art ein, oft auf eine drückendere. Aber der Unterschied ist und bleibt mächtig. Die Alten sorgten für die Kraft und Bildung des Menschen, als Menschen; die Neueren für seinen Besitz und seine Erwerbfähigkeit. Die Alten suchten Tugend, die Neueren<sup>36</sup> Glückseligkeit. Ein [104; R 20] Philosoph (Sie werden den Rakker hier nicht erkennen, es ist Tiedemann)<sup>37</sup>, entblödet sich nicht zu sagen, daß, wenn den Gerechten alles Unglück immer nothwendig träfe, was Plato einmal in seiner Republik schildert, die Ungerechtigkeit Pflicht sein werde<sup>38</sup>; der selbst, welcher die Moralität in seiner höchsten Reinheit sah und darstellte<sup>39</sup>, glaubt durch [105; R 20/21] ungeheure künstliche Maschinerie seinem Ideal des Menschen die Glückseligkeit warlich mehr wie eine fremde Belohnung, als wie ein eigen errungenes Blut zuzuführen. Ich verliere kein Wort über diese Verschiedenheit. Ich schließe nur mit einer Stelle aus Aristoteles Ethik: „Was einem Jeden, seiner Natur nach, eigenthümlich ist, ist ihm das Beste und Süsseste. Daher auch den Menschen das Leben nach der Vernunft, wenn nemlich darin am meisten der Mensch besteht, am meisten beseligt“<sup>40</sup>.

So allgemein indeß auch jenes angeführte Prinzip ist, so verdient es, dünkt mich, doch noch allerdings einer nähern Prüfung. Der wahre Zweck des Menschen – nicht der, den die wechselnde Neigung, sondern den die ewig unveränderliche Vernunft ihm vorschreibt – ist [106; R 22] die höchste und proportionirlichste Bildung seiner Kräfte zu Einem Ganzen. Zu dieser Ethik Bildung ist Freiheit nicht bloß die erste, sondern die einzige Bedingung. Allein außer der Freiheit erfordert die menschliche Bildung noch etwas anders, das man aber freilich, als jedesmalige Folge der Freiheit mit in ihr antrifft. Dieß ist Mannigfaltigkeit der Situationen. Auch der freieste und unabhängigste Mensch, in einförmige Lagen gesetzt, (HZ 60) bildet sich minder aus. Freilich giebt es nun auch eine Art der Unterdrückung, die, statt den Menschen einzuschränken, den Dingen um ihn her eine beliebige Gestalt giebt, allein besser ist's immer, diese beiden Dinge – so sehr sie auch gewissermaßen Eins und dasselbe sind – noch voneinander zu trennen.

Alles reduzirt sich im Menschen auf<sup>41</sup> Form und Materie. Die reinste Form mit der [108; R 24] leichtesten Hülle nennen wir Idee, die am wenigsten mit Gestalt begabte Materie sinnliche

---

<sup>36</sup> *Verschrieben steht: „Menschen“.*

<sup>37</sup> *Dietrich Tiedemann [1748-1803], Professor der Philosophie in Marburg, vor allem Historiker der Philosophie. - [...] bei Leitzmann*

<sup>38</sup> *Vgl. GS I, S.104 Anm. Das dort von A. Leitzmann wiedergegebene Zitat Humboldt in: Tiedemann, Dietrich: Dialogorum Platonis Argumenta. Exposita et Illustrata a Diet. Tiedemann [...]. Bipontum [Zweibrücken] 1786. S. 179-180*

<sup>39</sup> *Gemeint ist natürlich Kant.*

<sup>40</sup> *Nikomachische Ethik 10, 7 (S. 1178a). – Zitat im Original in griechischer Sprache; hier stattdessen Humboldts Übersetzung aus der End-Fassung.*

<sup>41</sup> *Gestrichen: „die“.*

Empfindung. Aus der Verbindung mit der Materie geht die Form hervor. Je größer die Fülle und Mannigfaltigkeit der Materie, je erhabener die Form. Ein Götterkind ist nur die Frucht<sup>42</sup> unsterblicher Eltern. Die Form wird gleichsam Materie einer noch schönern Form. So wird die Blüte zur Frucht, und aus dem Samenkorn der Frucht entspringt der neue, von neuem blüthenreiche Stamm. Je mehr die Mannigfaltigkeit zugleich mit der Feinheit der Materie zunimmt, desto höher die Kraft. Denn desto inniger deren Zusammenhang. Die Form scheint gleichsam in die Materie, die Materie in die Form verschmolzen, oder um ohne Bild zu reden, je ideenreicher<sup>43</sup> die Gefühle der Menschen, und je gefühlvoller seine Ideen, desto unerreichbarer seine Erhabenheit. Denn auf diesem ewigen Begatten der Form und der Materie, oder des Mannigfaltigen mit der Einheit beruht die Verschmelzung der beiden im Menschen vereinten Naturen, und auf dieser seine Größe. Aber die Stärke der Begattung hängt von der Stärke der Begattenden ab. Der höchste Moment des Menschen ist dieser Moment der Blüte<sup>44</sup>. Die minder reizende, einfache Gestalt der Frucht weist gleichsam selbst auf die Schönheit der Blüte hin, die sich durch sie entfalten wird. Auch eilt nun alles zur Blüte hin. Was zuerst dem Samenkorn entspringt, ist noch fern von ihrem Reiz. Der volle [109; R 25] dicke Stengel, die breiten auseinander fallenden Blätter bedürfen noch einer mehr vollendeten Bildung. Stufenweise steigt diese, wie das Auge sich am Stamm erhebt; zartere Blätter sehnen sich gleichsam sich zu vereinigen, und schließen sich enger und enger, bis gleichsam der Kelch das Verlangen stillt<sup>45</sup>. Indeß ist das Geschlecht der Pflanzen nicht von dem Schicksal<sup>46</sup> gesegnet. Die Blüte fällt ab, und die Frucht bringt wieder den gleich rohen und gleich sich verfeinernden Stamm hervor. Wenn im Menschen die Blüte welkt, so macht sie nur (*HZ 61*) einer schönern Platz, und den Zauber der schönsten verbirgt unsrem<sup>47</sup> Auge die ewig unerforschbare Unendlichkeit. Was der Mensch nun von außen empfängt, ist nur Samenkorn. Seine energische Thätigkeit muß es, seis auch das schönste, erst auch zum segensvollsten für ihn machen. Aber wohltätiger ists ihm immer in dem Grade, in dem es kraftvoll und – so sehr auch dieß Eins ist – eigen in sich ist. Das höchste Ideal des Zusammenexistirens menschlichen Wesens wäre mir das, in dem jedes nur aus sich selbst und um seiner selbst sich entwickelt. Physische und moralische Natur würden diese Menschen schon nah aneinander führen, und wie die Kämpfe des Krieges ehrenvoller sind, als die der *arena*, wie die Kämpfe erbitterter Bürger höhern Ruhm gewähren als die getriebner Miethssoldaten; so würde auch das Ringen der Kräfte dieser Menschen die höchste Energie zugleich beweisen und erzeugen.

---

<sup>42</sup> Verbessert aus „die Frucht nur“.

<sup>43</sup> Verbessert aus „ideenvoller“.

<sup>44</sup> In der End-Fassung ist an dieser Stelle von Humboldt folgende Fußnote angegeben: „Blüte, Reife. Neues deutsches Museum, 1791, nr. 3“. Vgl. dazu Leitzmann: *Wilhelm von Humboldts Werke I*, S. 108, Anm. 2; RUB Bd. 1991, S. 25..

<sup>45</sup> In der End-Fassung: „... bis der Kelch das Verlangen zu stillen scheint“. Ferner als Fußnote: „Göthe, über die Metamorphose der Pflanzen“. Dazu Leitzmann a. a. O., Anm 1: „Die Schrift war Gotha 1790 erschienen“. – Möglicherweise glaubte Humboldt, in dem Brief an Gentz auf die Angabe der Belegstelle verzichten zu können, nicht aber in einer an ein breiteres Publikum gerichteten Publikation.

<sup>46</sup> Verbessert aus „den Göttern“.

<sup>47</sup> Verbessert aus „dem“.

Gestehn Sie es mir, ist es nicht eben das, was uns an die Zeitalter Griechenlands und Roms, und jedes Zeitalter allgemein an ein entferntes hingeschwundnes so namenlos fesselt? Ist es nicht vorzüglich, daß<sup>48</sup> diese Menschen härtere Kämpfe mit dem Schicksal, härtere mit Menschen zu bestehn hatten? daß die größere ursprüngliche Kraft, und Eigenthümlichkeit einander begegnete, und neue wunderbare Gestalten schuf? Jedes folgende Zeitalter – und in wie viel schnellern Graden muß dieß Verhältniß von jetzt an steigen – muß den vorigen an Mannigfaltigkeit nachstehen, an Mannigfaltigkeit der Natur, die ungeheuren Wälder sind ausgehauen, die Moräste getroknet u. s. f., der Menschen durch die immer größere [110; R 26/27] Mittheilung und Vereinigung, der menschlichen Werke durch die beiden vorigen Gründe. Dieß ist einer der vorzüglichen Gründe, welcher die Idee des Neuen, des Ungewöhnlichen des Wunderbaren so viel seltner, das Staunen, Erschrecken beinahe zum Schemen, und die Erfindung neuer, noch unbekannter Hülfsmittel so selten nothwendig macht. Dagegen ist es unläugbar, daß, wenn die<sup>49</sup> physische Mannigfaltigkeit geringer wurde, eine weit befriedigendere intellektuelle und moralische an ihre Stelle trat, und daß unser mehr verfeinerter Geist, und unser wenn auch gleich stark gebildeter, doch reizbarer kultivirter Verstand Gradation und Verschiedenheiten bemerkt, und in das praktische Leben überträgt, die auch vielleicht den Weisen des Alterthums, oder doch wenigstens nur ihnen nicht (*HZ 62*) entzogen sein würden. Es ist im ganzen Menschengeschlecht, wie im einzelnen Menschen gegangen. Das Größere ist abgefallen, das Feinere ist geblieben. Und so wäre es ohne allen Zweifel segenvoll, wenn das Menschengeschlecht Ein Mensch wäre, oder die Kraft eines Zeitalters ebenso alt als seine<sup>50</sup> Bücher oder Erfindungen auf das folgende übergienge. Allein das ist bei weitem der Fall nicht. Freilich besitzt nun auch unsre Verfeinerung eine Kraft, und die vielleicht jene gerade um den Grad ihrer Feinheit an Stärke übertrifft; aber es fragt sich ob nicht die frühere Bildung durch das Größere immer vorangehen muß? Ueberall keimt doch das Geistige erst aus dem Sinnlichen. Und – wenn es auch nicht hier der Ort ist, auch nur den [111; R 28] Versuch dieser Erörterung zu wagen – so folgt doch gewiß soviel aus dem Vorigen, daß man wenigstens die Kraft, und die Nahrungsmittel, die wir besitzen, sorgfältigst bewahren müsse.

Bewiesen halte ich demnach durch das Vorige, daß die wahre Vernunft den Menschen keinen andren Zustand als einen solchen wünschen kann, in welchem nicht nur jeder Mensch die ungebundenste Freiheit hat, sich aus sich selbst zu entwickeln, sondern in dem auch die physische Natur keine andre Gestalt von Menschenhänden empfängt, als ihr jeder Mensch, nach dem Maas seines Bedürfnisses und seiner Neigung, nur beschränkt durch seine Kraft und sein Recht, selbst giebt. Von diesem Grundsatz darf meines Erachtens die Vernunft nie mehr nachgeben, als nur soviel zu seiner Erhaltung selbst nothwendig ist. Er müste daher jeder Politik und besonders der Beantwortung der Frage, von der ich hier rede, immer zum Grunde liegen. Ich habe gesucht, ihn aus den höchsten Gesichtspunkten zu betrachten. Wenn das die Unbequemlichkeit hat, daß man dadurch die Wahrheiten von der Anwendung weiter entfernt, so hat es auch den Nutzen, daß ihre Richtigkeit evidentere ist, daß sie dem ganzen

---

<sup>48</sup> *Verbessert aus „weil“.*

<sup>49</sup> *Verbessert aus „mit“.*

<sup>50</sup> *Verschrieben steht: „ihre“.*

Gewebe der Sätze des Aufstellenden oder des Prüfenden inniger einverleibt werden, und daß selbst die Entfernung von aller Anwendung gewisser eine unschikliche Anwendung verhindert.

Der Zweck einer Staatsverfassung kann positiv und negativ sein. Er kann Glück befördern oder [112; R 29] nur Uebel verhindern wollen, und im letztern Fall Uebel der Natur oder Uebel der Menschen. Schränkt er sich auf das letztere ein, so sucht er nur Sicherheit und dieser Sicherheit lassen Sie mich einmal alle übrigen möglichen Zwecke vereint entgegensetzen.

(HZ 63) Die eben festgestellten Grundsätze verwerfen nun schon an sich jedes Bemühen des Staats, seine Sorgfalt an die Stelle der Sorgfalt der Nation wenigstens in allen Dingen zu setzen, die nicht unmittelbaren Bezug auf die Kränkung der Rechte des Einen durch den andren haben; und ich könnte mich insofern dabei begnügen. Indeß wird es doch sogar nothwendig sein, hier noch ein wenig mehr ins Détail zu gehen.'

Der Staat sieht das Land und die Nation, als ein Ganzes an, und glaubt für die Erhaltung dieses Ganzen in seinem moralischen und physischen Wohlstande sorgen zu müssen. Daher die Beförderung des Akkerbaues, der Industrie und des Handels durch Geseze und Ermunterungen, daher, oder wenigstens oft daher alle Finanz- und Münzoperationen, Ein- und Ausfuhrverbote u. s. f. Denn ich bleibe mit Fleiß bei dem physischen Wohl hier stehn. Daher [113; R 30] noch ferner alle Veranstaltungen zur Verhütung oder Herstellung von Beschädigungen durch die Natur, ferner alle Armenanstalten, kurz jede Einrichtung des Staats, welche das physische Wohl der Nation zu erhalten, oder zu befördern die Absicht hat. Alle diese, behaupte ich nun, sind schädlich, und einer wahren, von den höchsten, aber immer menschliche Gesichtspunkten ausgehenden Politik unangemessen.

Der Geist der Regierung herrscht in einer jeden solchen Einrichtung, und wie weise und heilsam auch dieser Geist sey; so bringt er Einförmigkeit, und eine fremde Handlungsweise in der Nation hervor. Statt daß die Menschen in Gesellschaft treten, um ihre Kräfte zu schärfen, sollten sie auch dadurch an ausschließendem Besiz und Genuß verlieren, so erlangen sie Güter auf Kosten ihrer Kraft. Gerade die aus der Vereinigung Mehrerer entstehende Mannigfaltigkeit ist das höchste Gut, das die Gesellschaft giebt, und diese Mannigfaltigkeit geht doch immer in dem Grade der Einmischung des Staats verloren. Es sind nicht mehr eigentlich die Mitglieder einer Nation, die mit sich in Gemeinschaft leben, sondern einzelne Unterthanen, die mit dem Staat, d. h. dem Geist, der in seiner Regierung herrscht, in Verhältniß kommen, und zwar in ein Verhältniß, in welchem schon die Macht des Staats das freie Spiel der Kräfte aufhebt. Gleichförmige Ursachen haben gleichförmige Wirkungen. Je mehr also der Staat mitwirkt, desto ähnlicher ist nicht bloß alles Wirkende, sondern auch alle Gewirkte. Dieß ist auch gerade die Absicht der Staaten. Sie wollen Wohlstand und Ruhe. Beide aber erhält man immer in eben dem Grade, in dem das Einzelne weniger mit einander Streitet. Allein was der Mensch beabsichtigt und beabsichtigen muß ist ganz etwas anders, es ist Mannigfaltigkeit und (HZ 64) Thätigkeit. Nur das giebt vielseitige und kraftvolle Charaktere, und gewiß ist noch kein Mensch tief genug gesunken, um in sich für sich Wohlstand und Glück der Größe vorzuziehn. Wer aber für andre so raisonnirt, den hat man mit [114; R 31] Grunde in Verdacht, daß er die Menschen miskennt und aus Menschen Maschinen machen will.

Das wäre also die zweite schädliche Folge, daß diese Einrichtungen des Staats die Kräfte der Nation schwächen. So wie durch die Form, die aus der selbstthätigen Materie hervorgeht, die Materie selbst aber mehr Fülle und Schönheit erhält. Denn was ist sie anders als die Verbindung dessen was erst stritt? eine Verbindung, zu der allemal die Auffindung neuer Vereinigungspunkte, folglich gleichsam eine Menge neuer Entdeckungen nöthig ist, die immer im Verhältniß mit der größern vorherigen Verschiedenheit steigt. Eben so wird die Materie vernichtet durch diejenige, die man ihr von außen giebt. Denn das Nichts unterdrückt da das Etwas. Alles im Menschen ist Organisation. Was in ihm gedeihen soll, muß in ihm gesäet werden. Alle Kraft setzt Enthusiasmus, und dieser allemal die Bedingung voraus, daß man den Gegenstand desselben als sein Eigenthum ansieht. Nun aber hält der, von seinen ersten Kräften nie ganz entartende Mensch das nie so sehr für sein, was er besitzt, als was er thut<sup>51</sup>, und der Arbeiter, der einen Garten bestellt, ist gewiß in einem wahreren Sinne Eigenthümer, als der Bettler, dem ein König eine halbe Provinz gäbe. Was würde man sagen, wenn ein Fürst nach Platos Vorschläge<sup>52</sup> Jungfrauen und Jünglinge ausläse, und nach seinen Principien vermälte? In den Extremen erschrecken wir vor den Dingen, aber die Elemente der Extreme übersehen wir, und wenn wir mit geringerem Irrthum den Schaden nicht achten, der von ihnen zu besorgen steht: so vergessen wir doch mit größerem<sup>53</sup> die heilsamen Folgen, die aus ihnen zu ziehen wären. Mit hinreichender Sorgfalt – deren Versuche aber freilich alsdann am besten gelängen, wenn sie am müßigsten wären – ließen [117; R 36] sich vielleicht aus allen Bauren und Handwerkern Künstler bilden, d. h. Menschen, welche ihr Gewerbe um ihres Gewerbes willen liebten, durch eigne Empfindsamkeit und eigengelenkte Kraft übten, und dadurch ihren Kopf, ihren Charakter, ihren Genuss erhöhten; und so würde die Menschheit durch eben die Dinge geadelt, die jezt oft, wie schön sie auch an sich (*HZ 65*) sind, nur dazu dienen, sie zu entehren. Sich selbst in allem Thun und Treiben überlassen, von jeder fremden Hülfe entblößt, die sie nicht selbst sich verschaffen, würden die Menschen auch oft mit und ohne Schuld in Verlegenheit und Unglück gerathen. Aber das Glük, zu dem der Mensch bestimmt ist, ist auch kein andres, als das seine Kräfte ihm verschafft. Und diese Lagen gerade sind es, welche den Verstand schärfen und den Charakter bilden. Wo der Staat die Selbstthätigkeit durch zu spezielles Einwirken verhindert, da – entstehen solche Uebel nicht? O ! das wäre warlich ein unbedeutender Nachtheil, und der Anblick der genußvollen Heiterkeit würde bald die Stirn auch des strengsten Stoikers entfalten. Aber sie entstehen auch da, und überlassen den einmal auf fremde Kraft zu lehnen gewohnten Menschen nun einem trostlosen Schicksal. Denn so wie das Ringen und thätige Arbeit das Unglück erleichtert, so und um zehnfach höhern Grade erschwert es hoffnungslose, vielleicht getäuschte Erwartung. Selbst den besten Fall angenommen, gleichen die Staaten, von denen ich hier rede, nur zu oft den Aerzten, die die Krankheit nähren und den Tod entfernen. Ehe es Aerzte gab, kannte man nur Gesundheit oder Tod.

---

<sup>51</sup> *Verbessert aus „erzeugt hat“.*

<sup>52</sup> *Im fünften Buch des Staats (S. 459d).*

<sup>53</sup> *Verbessert aus „Unrecht“.*

Eine fernere nachtheilige Folge dieser Art von Staatssystem rührt aus den Veranstaltungen [124; R 46] her, die erfordert werden, um es in Ausübung<sup>54</sup> zu bringen. Die Geschäfte des Staats erhalten dadurch eine Verflechtung, die, um nicht Verwirrung zu werden, einer unglaublichen Menge detaillirter Einrichtungen und Hände bedarf. Von diesen [125; R 46] haben indeß doch die meisten gleichsam nur mit Zeichen und Formeln der Dinge zu thun. Möchte es hingehen, daß dadurch vielleicht viele trefliche Köpfe dem Denken, viele sonst nützlicher beschäftigte Hände der reelen Arbeit entzogen werden, eben da diese Beschäftigungen, wie auch immer ihre Beschaffenheit sein mag, eine große Wichtigkeit erhalten, und allerdings, um konsequent zu sein, erhalten müssen, so werden dadurch überhaupt die Gesichtspunkte des Wichtigen und Unwichtigen, des Ehrenvollen und [126; R 48] Verächtlichen, des letzten und der untergeordneten Endzwecke verrückt. Und da das eben Angeführte, die Notwendigkeit von Beschäftigungen dieser Art, aus mancherlei leicht in die Augen fallenden Gründen ein so großer Nachtheil nicht ist; so gehe ich zu diesem letzten, der Verrückung der Gesichtspunkte über.

Die Menschen werden um der Sachen, die Kräfte um der Resultate willen vernachlässigt. Ein Staat gleicht, nach diesem (*HZ 66*) System, mehr einer aufgehäuften Menge von leblosen und lebendigen Werkzeugen<sup>55</sup> der Wirksamkeit und des Genusses<sup>56</sup>, als einer Menge thätiger und genießender Kräfte. Bei der Vernachlässigung der Selbstthätigkeit der handelnden Wesen scheint nur auf Glückseligkeit und Genuß gearbeitet zu sein. Allein wenn – da über Glückseligkeit und Genuß nur die Empfindung des Genießenden richtig urtheilt – die Berechnung richtig wäre; so wäre sie doch immer weit von der Würde der Menschheit entfernt. Denn woher käme es sonst, daß eben dieses System auf den menschlich höchsten Genuß gleichsam aus Besorgniß vor seinem Gegentheil Verzicht thut? Der Mensch genießt am meisten in dem Moment, in welchem<sup>57</sup> er sich in dem höchsten Grade seiner Kraft und seiner Einheit fühlt. Freilich ist er auch dann dem höchsten Elende nah. Denn auf den Moment der Spannung vermag nur eine gleiche Spannung zu folgen, und die Richtung – zum Genuß oder zum Entbehren – liegt in der Hand des unbesiegtten Schicksals. Aber wenn da Gefühl des Höchsten im Menschen nur Glück zu heißen verdient, so gewinnt auch Schmerz und Leiden eine veränderte Gestalt. Der Mensch in seinem Innern wird der Siz des Glücks und des Unglücks, und er wechselt ja nicht mit der wallenden Flut, die ihn trägt. Jenes System führt, meiner Empfindung nach, auf ein fruchtloses Streben, dem Schmerz zu entrinnen. Wer sich wahrhaft auf Genuß versteht, erduldet den Schmerz, der doch den Flüchtigen ereilt, und freut sich der Stärke, die auch den Heftigsten unüberwunden läßt. Er freut sich unaufhörlich [127; R 49] am ruhigen Gange des Schicksals, und der Anblick der Größe fesselt ihn süß, es mag entstehen, oder vernichtet werden. So kommt er selbst – doch freilich nur der Schwärmer in andren, als seltenen Momenten – zu dem Gefühl, daß auch der Moment des Gefühls der eignen Zerstörung ein Moment des Entzückens<sup>58</sup> ist.

---

<sup>54</sup> Verbessert aus „Wirklichk[eit]“. - [...] bei Leitzmann.

<sup>55</sup> Verbessert aus „Ins[trumenten]“. - [...] bei Leitzmann.

<sup>56</sup> Verbessert aus „der Tat“.

<sup>57</sup> Verbessert aus „wenn“.

<sup>58</sup> Verbessert aus „entzückender Moment“.

Beschuldigen Sie mich nicht, lieber Freund, diese Nachtheile übertrieben zu haben. Ich musste die volle Wirkung des Einmischens dieses Staats schildern, aber es versteht sich von selbst, daß sie, nach dem Grade und nach der Art des Einmischens selbst, sehr verschieden modifizirt sind. Ueberhaupt bitt' ich Sie, bei allem, was dieser Brief Allgemeines enthält, von Vergleichen mit der Wirklichkeit gänzlich zu abstrahieren. In dieser findet (*HZ 67*) man selten einen Fall voll und rein, und selbst dann sieht man nicht abgeschnitten und für sich die einzelne Wirkung einzelner Dinge. Dann vergessen Sie nicht, daß, wenn einmal schädliche Einflüsse vorhanden sind, das Verderben mit sehr beschleunigten Schritten weiter eilt. Wie aus größerer Kraft, mit größerer vereint, doppelt größere entsteht, so artet geringere mit geringerer in doppelt geringere aus. Welcher Gedanke selbst wagt es der Schnelligkeit dieser Fortschritte zu folgen<sup>59</sup>? Sogar auch zugegeben, die Nachtheile wären minder groß, so, glaube ich, bestätigt sich meine Theorie doch noch bei weitem mehr durch den warlich namenlosen Segen, der aus ihrer Befolgung – wenn diese je ganz möglich wäre, wie ich selbst am meisten zweifle – entstehen müßte.

Ich könnte hier ein erfreuliches Gegenbild eines Volkes aufstellen<sup>60</sup>, das in der höchsten und ungebundensten Freiheit, und in der größten Mannigfaltigkeit seiner eignen und der übrigen Verhältnisse um sich her existirte, ich könnte zeigen, wie hier eben noch in dem Grade schönere, höhere und wunderbarere Gestalten der Originalität und der Mannigfaltigkeit erscheinen müßten, als in dem schon so unnennbar reizenden Altertum, in welchem die Mannigfaltigkeit<sup>61</sup> eines unkultivirten Volks allemal roher und gröber ist, in welchem mit der Freiheit auch allemal die Stärke und selbst der Reichtum der Sitten wächst, und in welchem, [128; R 50] bei der fast gränzenlosen Verbindung aller Nationen und Welttheile mit einander, schon die Elemente gleichsam zahlreicher sind; zeigen, welche Stärke hervorblühen müßte, wenn jedes Wesen sich aus sich selbst organisirte, wenn es, ewig von den schönsten Gestalten umgeben, mit uneingeschränkter und ewig durch die Freiheit ermunterter Selbstthätigkeit diese Gestalten in sich verwandelte; zeigen, wie in diesem Volke keine Kraft und keine Hand für die Erhöhung und den Genuß des Menschendaseins verloren gieng, und endlich, wie schon dadurch ebenso auch die Gesichtspunkte aller nur eben dahin gerichtet, und von jedem andren falschen oder doch weniger der Menschheit würdigen Endzweck abgewandt werden würden. Ich könnte dann damit schließen, Sie aufmerksam darauf zu machen, wie diese wohltätigen Folgen einer solchen Konstitution, unter einem Volke, welches es sei, ausgestreut, selbst dem freilich nie ganz tilgbaren Elende der Menschen, den Verheerungen der Natur, dem (*HZ 68*) Verderben der feindseligen Neigungen der Menschen und den Ausschweifungen einer zu üppigen Genussesfülle, einen unendlich großen Theil seiner Schrecklichkeit<sup>62</sup> nehmen würden. Allein ich begnüge mich das Gegenbild gezeigt zu haben. Es ist mir genug Ideen hinzuwerfen, damit Ihr reiferes Urtheil sie prüfe.

Der erste Grundsatz dieses Theils meiner Politik wäre daher: der Staat gehe keinen Schritt [129; R 52] weiter, als der Sicherstellung der Bürger gegen sie selbst und gegen auswärtige

---

<sup>59</sup> *Verbessert aus „bemer[ken]“. - [...] bei Leitzmann*

<sup>60</sup> *Verschrieben steht: „anstellen“.*

<sup>61</sup> *Wohl verschrieben für „Eigenthümlichkeit“.*

<sup>62</sup> *Verbessert aus „seines Giftes“.*

Feinde nothwendig ist, zu keinem anderen Zweck beschränke er ihre Freiheit. Die nähere Anwendung übergehe ich. Ich bemerke nur, daß diese Beschränkungen auf mancherlei Weise geschehen, durch Geseze, Ermunterungen, Preise, dadurch, daß der Landesherr selbst der beträchtlichste Eigenthümer ist, und daß er einzelnen Bürgern überwiegende Rechte, Monopolien u. s. w. einräumt. Wenn man hier gegen das erste und letzte keinen Einwurf erregt, so scheint es doch sonderbar, dem Staat wehren zu wollen, was jeder einzelne darf, Belohnungen aussetzen, unterstützen, Eigenthümer sein. Wäre es in der Ausübung möglich, daß der Staat eben so eine zwiefache Person ausmache, als er es in der Abstraktion thut; so wäre hiegegen nichts zu erinnern. Es wäre dann nicht anders, als wenn eine Privatperson einen mächtigen Einfluß erhielte. Allein da, jenen Unterschied zwischen Theorie und Praxis noch abgerechnet, der Einfluß einer Privatperson durch Konkurrenz anderer, Versplitterung ihres Vermögens, selbst durch ihren Tod aufhören kann, lauter Dinge, die beim Staat nicht zutreffen; so steht noch immer der Grundsatz entgegen, daß der Staat sich in nichts mischen darf, als was die Sicherheit angeht. Auch handelt eine Privatperson aus [130; R 53] andren Gründen als der Staat. Wie z. B. ein einzelner Bürger Prämien aussetzt – die ich auch, wie es doch wohl nie ist, gleich wirksam mit denen des Staats annehmen will – so thut er das seines Vorteils halber. Sein Vortheil aber steht<sup>63</sup>, wegen des ewigen Verkehrs mit allen übrigen Bürgern, und wegen der Gleichheit seiner<sup>64</sup> Lage und der ihrigen, mit dem Vortheile oder Nachtheile anderer, folglich mit ihrem Zustande, in genauem Verhältniß. Der Zweck, den er erreichen will, ist schon gewissermaßen in der Gegenwart gegründet, und wirkt eben darum heilsam. Die Gründe des Staats hingegen sind Ideen und Grundsätze, bei denen auch die genaueste Berechnung oft täuscht, und sind es aus der Privatlage des Staats geschöpfte (HZ 69) Gründe, so ist diese Lage der Lage der Bürger nie so gleich. Wäre sie dieß, nun so ists auch in der Wirklichkeit nicht der Staat mehr, der handelt, und die Natur dieses Raisonnements selbst verbietet dann seine Anwendung.

Eben dieß und das ganze vorige Raisonnement aber gieng<sup>65</sup> allein aus Gesichtspunkten aus, welche bloß die Kraft des Menschen, als solche, seine innere Bildung zum Gegenstand hatten. Mit Recht würde man es der Einseitigkeit beschuldigen, wenn es die Resultate, deren Dasein so nothwendig ist, damit jene Kraft nun wirken kann, ganz vernachlässigte. Es entsteht also hier noch die Frage, ob eben diese Dinge, von denen ich die Sorge des Staats entferne, ohne ihn und für sich gedeihen können. Hier wäre es nun der Ort die einzelnen Arten der Gewerbe: Akkerbau, Industrie, Handel, und alles übrige, wovon ich hier zusammengenommen rede, [130; R 54] einzeln durchzugehen, und mit Sachkenntniß auseinanderzusetzen, welche Nachtheile und Vortheile Freiheit und Selbstüberlassung ihnen gewährt. Fürchten Sie sich nicht, daß ich in diese Erörterung eingehen werde. Aufrichtig halte ich sie für unnöthig, weil die Wahrheit zu sehr am Tage liegt, allein gut und vorzüglich historisch ausgeführt, würde sie den sehr großen Nutzen gewähren, diese Ideen mehr zu empfehlen und zugleich die Möglichkeit einer<sup>66</sup> sehr modifizirten Ausführung – da eine uneingeschränkte unstreitig

---

<sup>63</sup> *Verbessert aus „ist“.*

<sup>64</sup> *Verbessert aus „der“.*

<sup>65</sup> *Verbessert aus „war auf“.*

<sup>66</sup> *Verbessert aus „der“*

Raserei sein würde – zu beurtheilen. Ich begnüge mich an einigen wenigen allgemeinen Bemerkungen. Jedes Geschäft – welcher Art es auch sei – wird besser betrieben, wenn man es [131; R 54] um seiner selbst willen, als den<sup>67</sup> Folgen zu Liebe treibt. Dieß liegt so sehr in der Natur des Menschen, daß man gewöhnlich, was man anfangs nur des Nuzens wegen wählt, zuletzt für sich Reiz gewinnt. Nun aber rührt dieß nur daher, weil dem Menschen Thätigkeit lieber ist als Besiz, aber Thätigkeit nur, insofern sie Selbstthätigkeit ist. Gerade der rüstigste Mensch würde dem Zwange Müßiggang vorziehen. Auch wächst die Idee des Eigenthums nur mit der Idee der Freiheit<sup>68</sup>, und gerade die energischste Thätigkeit dankt man dem Gefühle des Eigenthums. Jede Erreichung eines großen Endzweks erfordert Einheit der Anordnung. Das ist gewiß. Eben so auch jede Verhütung oder Abwehrung großer Unglücksfälle, Hungersnoth, Ueberschwemmungen u. s. f. Allein diese Einheit der Anordnung läßt sich durch Nationalanstalten eben so gut und besser als durch Staatsanstalten (*HZ 70*) hervorbringen. Einzelne Theile der Nation und sie selbst im Ganzen muß nur Freiheit haben, sich durch Verträge zu verbinden. Es bleibt immer ein unläugbar wichtiger Unterschied zwischen einer Nationalanstalt und einer Staatseinrichtung. Jene hat nur eine mittelbare, diese [131; R 55] eine unmittelbare Gewalt. Bei jener ist daher mehr Freiheit im Eingehen, Trennen, und Modifizieren der Verbindung. Anfangs sind gewiß alle Staatsverbindungen nichts als solche Nationalvereine gewesen. Aber das ist eben der Verderb, wenn die Absicht, Sicherheit zu erhalten und andre Zweckke zu erreichen, mit einander verbunden sind. Wer dieses Geschäft besorgen soll<sup>69</sup>, muß um der Sicherheit willen absolute Gewalt besitzen. Diese aber dehnt er nun auch auf das Uebrige aus, und je mehr sich die Einrichtung von ihrer Entstehung entfernt, desto mehr wächst die Macht, und desto mehr verschwindet die Erinnerung des Grundvertrags. Eine Anstalt im Staat aber hat nur Gewalt, insofern sie diesen Vertrag und sein Andenken erhält. Schon dieser Grund allein könnte hinreichend scheinen. Allein dann entstehen auch Vereinigungen freier Menschen in einer Nation mit größerer [132; R 56] Schwierigkeit. Wenn nun dieß auch auf der einen Seite auch der Erreichung der Endzwecke schadet – wogegen doch immer zu bedenken ist, daß allgemein was schwerer entsteht, weil gleichsam die lang geprüfte Kraft sich in einander fugt<sup>70</sup>, auch fester besteht – so ist doch gewiß überhaupt jede große Vereinigung minder heilsam. Je mehr der Mensch für sich wirkt, desto mehr bildet er sich. In einer großen Vereinigung wird er zu leicht Werkzeug. Auch sind diese Vereinigungen Schuld, daß oft das Zeichen an die Stelle der Sache tritt, was der Bildung allemal hinderlich ist. Die todte Hieroglyphe begeistert nicht wie das Symbol der Natur. Ich erinnere nur, statt alles Beispiels, an Armenanstalten. Tödtet etwas anders so sehr alles wahre Mitleid, alle hoffende, aber anspruchlose Bitte, alles Vertrauen des Menschen als Menschen? Verachten Sie nicht mit mir den Bettler, dem es lieber wäre ein Jahr bequem im Hospital ernährt zu werden, als nach mancher erduldeten Noth nicht auf eine hinwerfende Hand, aber auf ein theilnehmendes Herz zu stoßen? Ich gebe also zu, wir hätten diese

---

<sup>67</sup> *Verbessert aus „um der“.*

<sup>68</sup> *Bereits Anfang 1790 war die Schrift: „Freyheit und Eigenthum, abgehandelt in acht Gesprächen über die Beschlüsse der Französischen Nationalversammlung“ von Wilhelm von Humboldts juristischem Lehrer Ernst Ferdinand Klein erschienen. Humboldt besaß ein Exemplar (Archiv Schloss Tegel Bücherverzeichnis Nr. 225), ebenso der Schwiegervater.*

<sup>69</sup> *Verbessert aus „Eine solche Sorge“.*

<sup>70</sup> *Verbessert aus „vereint“.*

Riesenfortschritte ohne die großen Massen nicht gemacht, in welchen das Menschengeschlecht, wenn ich so sagen darf, in den letzten Jahrhunderten gewirkt hat, allein nur die schnellen nicht. Die Frucht wäre langsamer aber dennoch gereift. Und sollte sie nicht segenvoller gewesen sein? (HZ 71) Ich glaube daher von diesem Einwurf zurückkehren zu können. Zwei andre bleiben der Folge zur Prüfung aufbewahrt, nemlich, ob auch bei der Sorglosigkeit des Staats, die ich ihm hier [133; R 57] vorschreibe, die Erhaltung der Sicherheit möglich ist, und ob nicht wenigstens die Verschaffung der Mittel, welche dem Staat nothwendig eingeräumt werden muß, ein verwickelteres Eingreifen der Räder der Staatsmaschine in die Verhältnisse der Bürger nothwendig macht?

Wäre es mit dem Uebel, das die Zwietracht, die *πλεονεξία* der Menschen untereinander stiftet, wie mit den physischen Uebeln der Natur, oder denjenigen moralischen – die ihnen wenigstens hierin gleich kommen – die durch Uebermaaß des Genusses oder des Entbehrens auf eigne Zerstörung hinauslaufen; so wäre gar keine Staatsvereinigung nöthig. Jenen würde der Muth, die Klugheit und Vorsicht der Menschen, diesen die durch Erfahrung belehrte Weisheit von selbst steuern, und mit dem gehobnen Uebel ist in beiden auch immer Ein Kampf geendigt. Allein bei der Uneinigkeit der Menschen entsteht Kampf aus Kampf. Die Beleidigung fordert Rache und die Rache ist eine neue Beleidigung. Hier muß man also auf eine Rache zurückkommen, die keine neue Rache erlaubt, und diese ist die Strafe des Staats; oder ein Streit auf eine Entscheidung, welche die letzte ist, die Entscheidung des Richters. Auch bedarf nichts so eines unterwerfenden Befehls, und eines unbedingten Gehorsams, als [134; R 59] die Unternehmungen des Menschen gegen den Menschen, man mag an die Abtreibung eines auswärtigen Feindes, oder an Erhaltung der Sicherheit im Staate selbst denken. Dieß ist es also eigentlich, was den Zweck des Staats ausmacht, und die Geschichte bestätigt diese Behauptung so sehr, daß in allen frühern Nationen vorzüglich die Könige nichts anders waren als Anführer im Kriege, oder Richter im Frieden. Ich sage alle Könige. Denn, wenn Sie mir diese Abschweifung erlauben, so zeigt uns die Geschichte, wie sonderbar es auch scheint, gerade in der Epoche, wo dem Menschen, der, mit noch sehr wenigem [135; R 60] Eigenthum versehen, nur persönliche Kraft kennt und schätzt, und in die ungestörteste Ausübung<sup>71</sup> derselben den höchsten Genuß setzt, das Gefühl seiner Freiheit das theuerste ist, nichts als Könige und Monarchien. So alle Staatsverfassungen Asiens, so die ältesten Griechenlands, Italiens, und die freiheitsliebendsten Stämme, die Germanischen<sup>72</sup>. Denkt man über die Gründe hievon nach; so wird man gleichsam von der Wahrheit überrascht, daß gerade die Wahl einer Monarchie ein (HZ 72) Beweis der höchsten Freiheit der Wählenden ist. Der Gedanke eines Befehlshabers entsteht, wie eben gesagt, nur durch das Gefühl der Nothwendigkeit eines Anführers oder Schiedsrichters. Nun ist Ein Führer unstreitig das Einfachste und Zweckmäßigste. Die Besorgniß, daß der Eine aus einem Führer und Schiedsrichter ein Herrscher werden möchte, kennt der wahrhaft freie Mann, die Möglichkeit selbst ahndet er nicht, er traut keinem Menschen die Macht, seine Freiheit unterjochen zu können, und keinen Freien den Willen zu Herrscher zu sein – wie denn auch in der That der

---

<sup>71</sup> Verbessert aus „Freiheit“.

<sup>72</sup> In der End-Fassung in der Anmerkung gleichbedeutende Belegzitate aus Sallust und Dionysius von Halicarnass: Röm. Altertümer. Vgl. Leitzmann: A.a.O., S 135, Anm. 1; RUB Bd. 1991, S. 59.

Herrschaftsüchtige, nicht empfänglich für die hohe Schönheit der Freiheit, die Sklaverei liebt, nur daß er nicht der Sklave sein will – und so ist, wie die Moral mit den Lastern, die Theologie mit der Kezerei, die Politik mit der Knechtschaft entstanden. Nur freilich führen unsre Monarchen nicht eine so honigsüße Sprache, als die Könige bei Homer und Hesiodus.<sup>73</sup>

Von der Sicherheit gegen auswärtige Feinde brauche ich – um zu meinem Vorhaben [136; R 61] zurückzukehren – kaum ein Wort zu sagen, wenn es nicht die Klarheit der Hauptideen vermehrte, sie auf alle einzelne Gegenstände nach und nach anzuwenden. Ich komme hier auf etwas zurück, wovon wir schon einmal mit einander redeten. Der Krieg scheint mir eine der heilsamsten Erscheinungen zur Bildung des Menschengeschlechts, und ungern sehe ich ihn nach und nach immer mehr vom Schauplatz zurüktreten. Er ist das freilich furchtbare Extrem, wodurch jeder thätige Muth gegen Gefahr, Arbeit und Ungemach geprüft und gestählt wird, der sich nachher in so verschiedene Nüancen im Menschenleben modifizirt, und ohne den der ganzen Gestalt die Stärke und Mannigfaltigkeit fehlten, ohne welche Leichtigkeit Schwäche und Einheit Leere ist. Sie werden mir antworten, daß es neben dem Kriege andere Mittel dieser Art giebt, physische, gefahrvolle Beschäftigungen, und moralische von mancherlei Gattung, die den festen, unerschütterten Staatsmann im Kabinett, und den freimüthigen [137; R 62] Denker in seiner einsamen Zelle treffen können. Allein ich kann mich von der Vorstellung nicht losreißen, daß wie alles Geistige nur eine feinere Blüthe des Körperlichen, so auch dieses es ist. Nun lebt zwar der Stamm, auf dem sie hervorsprossen<sup>74</sup> kann, in der Vergangenheit. Allein das Andenken der Vergangenheit tritt immer weiter zurück, diwe Zahl derer, auf welche es wirkt, vermindert sich immer in der Nation, und selbst auf diese wird die Wirkung schwächer. Andren oft gleich gefahrvollen Beschäftigungen, Seefahrten, dem Bergbau u. s. f. fehlt, (*HZ* 73) wenn gleich mehr und minder, die Idee der Größe und des Ruhms, die mit dem Kriege so eng verbunden ist. Und diese Idee ist in der That nicht schimärisch. Sie beruht auf einer Vorstellung von überwiegender Macht. Den Elementen sucht man mehr zu entrinnen, ihre Gewalt mehr auszudauren, als sie zu besiegen. Mit Göttern Soll sich nicht messen Irgend ein Mensch<sup>75</sup>. <sup>76</sup>Rettung ist nicht Sieg. Was das Schicksal wohlthätig schenkt, und menschlicher Muth oder menschliche Erfindsamkeit nur benutzt, ist nicht Frucht und Beweis der Obergewalt. Dazu denkt auch jeder im Kriege, auf seiner Seite das Recht zu haben, jeder eine Beleidigung zu rächen. Nun aber achtet der natürliche Mensch es höher, seine Ehre zu reinigen, als Bedarf<sup>77</sup> fürs Leben zu sammeln. Sie werden es mir nicht zutrauen, den Tod eines gefallnen Kriegers schöner zu nennen, als den Tod eines kühnen Empedokles, oder, um vielleicht nicht genug geehrte Männer zu nennen, den Tod von Robert und Pilatre de Rozier<sup>78</sup>. Allein diese Beispiele sind selten, und wer weiß, ob ohne jene sie

---

<sup>73</sup> In der End-Fassung ein längeres Hesiod-Zitat als Beleg. Vgl. Leitzmann: A.a.O., S 135, Anm. 2 und S. 136, Anm. 2 und 3; RUB Bd. 1991, S. 59ff. Der Wortlaut des Zitates legt nahe, dass Humboldt die zitierte Stelle bereits bei der Ur-Fassung vor Augen lag, er aber erst hier dem breiteren Publikum den Stellen-Nachweis zu führen schuldig zu sein wähnte. – Vgl. auch oben Anm. 44 u. 45.

<sup>74</sup> Verbessert aus „der sie tragen“.

<sup>75</sup> Goethe, *Grenzen der Menschheit* II. – Ersterscheinung 1789.

<sup>76</sup> *Gestrichen*: „Die“.

<sup>77</sup> Verbessert aus „Erwerb“.

<sup>78</sup> Vgl. *Gesammelte Schriften* I, 137 Anm. 2; RUB Bd. 1991, S. 62.209.

überhaupt nur wären? Auch habe ich für den Krieg die ungünstigste Lage gewählt. Nehmen Sie die Spartaner bei Thermopylä. Ich frage Sie, was so ein Beispiel auf eine Nation [138; R 63] wirkt? Wohl weiß ich's, derselbe Muth, dieselbe Selbstverläugnung kann sich in jeder Situation des Lebens zeigen, und zeigt sich in jeder in ihm. Aber wollen Sie es dem sinnlichen Menschen verargen, wenn das lebendigste Symbol ihn auch am meisten hinreisst, und können Sie läugnen, daß Symbole dieser Art wenigstens in der größten Allgemeinheit wirken und wieder die lebendigste Energie hervorbringen? Und bei allem dem, lieber Freund, was ich je von Uebeln hörte, die schrecklicher waren als der Tod, ich sah noch keinen Menschen, der das Leben in üppiger Fülle genoß, und der, ohne Schwärmer zu sein, den Tod verachtete. Am wenigsten aber existirten diese Menschen im Alterthum, wo man die Sache noch höher als das Zeichen, die Gegenwart noch höher als die Zukunft schätzte. Was ich daher hier von Kriegern sage, gilt auch nur von solchen, die – nicht gebildet wie jene, in Platos Republik<sup>79</sup> – die Dinge, Leben und Tod, nehmen für das, was sie sind, für Krieger, die, das höchste im Auge, das Höchste aufs Spiel setzten. Alle Situationen, in welchen sich die Extreme gleichsam an einander knüpfen, (*HZ 74*) sind die interessantesten und bildendsten. Wo ist dieß aber mehr der Fall als im Kriege, wo Neigung und Pflicht, und Pflicht des Menschen und Bürgers im ewigen Streit ist? Schon der Gesichtspunkt, aus dem allein ich den Krieg für heilsam und nothwendig halte, sagt Ihnen, wie, meiner Meinung nach, im Staat davon Gebrauch gemacht werden müßte. Dem Geist, den er erweckt, muß Freiheit gewährt werden, durch alle Mitglieder der Nation sich zu ergießen. Schon dieß spricht gegen die stehenden Armeen. Ueberdieß sind sie und die neuere Art des Krieges freilich weit von dem [139; R 64] Ideale des Krieges entfernt, das für die Bildung des Menschen das nützlichste wäre. Auch müßte ich sehr unglücklich in Auseinandersetzung meiner Ideen gewesen sein, wenn Sie glaubten, der Staat solle, meiner Meinung nach, von Zeit zu Zeit Kriege anrichten. Er gebe Freiheit und dieselbe Freiheit genieße ein benachbarter Staat. Die Menschen sind in jedem Zeitalter Menschen, und verlieren nie ihre ursprünglichen Leidenschaften. Es wird Krieg von selbst entstehen, und entsteht er nicht, nun so ist man wenigstens gewiß, daß der Friede weder durch Gewalt erzwungen, noch durch künstliche Lähmung hervorgebracht ist, und dann wird der Friede der Nation freilich ein ebenso wohlthätigeres Geschenk sein, als der friedliche Pflüger ein holderes Bild ist, als der blutige Krieger. Und gewiß ist es, denkt man [140; R 65/66] sich ein Fortschreiten der Menschen über mehr als eine Generation hinaus, so müßten die folgenden Zeiträume immer die friedlicheren sein. Aber dann ist der Friede aus den innern Kräften der Wesen hervorgegangen, dann sind die Menschen und zwar die freien Menschen friedlich geworden. Jetzt – das beweist Ein Jahr der europäischen Geschichte – genießen wir die Früchte des Friedens, aber nicht die der Friedlichkeit<sup>80</sup>. Die menschlichen Kräfte,

---

<sup>79</sup> *Im Anfang des dritten Buches (S. 386a).*

<sup>80</sup> *Humboldt meint hier offensichtlich an die Konvention zu Reichenbach v. 27. Juli 1790, durch die Preußen und Österreich ihre bestehenden außenpolitischen Differenzen beilegten. Dem formell geschlossenen Vertrag stand, wie Humboldt auch andeutet, die Wirklichkeit gegenüber: Da Preußen seine nach Osten gerichteten Expansionspläne nicht aufgegeben hatte, herrschte zwischen den Vertragspartnern eine Atmosphäre des Misstrauens. Außerdem wurde die revolutionäre Entwicklung in Frankreich als Bedrohung empfunden. In der Pillnitzer Erklärung v. 27. August 1791 beschloßen Preußen und Österreich sodann ein gemeinsames Vorgehen gegen die Revolution in Frankreich. - Es ist davon auszugehen, dass Humboldt, der über persönliche*

unaufhörlich nach einer gleichsam unendlichen Wirksamkeit strebend, wenn sie einander begegnen, vereinen<sup>81</sup>, oder bekämpfen sich. Welche Gestalt der Kampf annehme, ob des Krieges, des Wettewifers, welche Sie sonst nuanciren wollen, hängt vorzüglich von ihrer Verfeinerung<sup>82</sup> ab<sup>83</sup>. Wenn ich<sup>84</sup> es daher wagen darf allein aus dem in diesem ganzen Briefe gewählten Gesichtspunkte die Skizze einer Staatsverfassung zu entwerfen, so müßte den Krieg und Frieden beschließen allemal die Nation. Im Kriege selbst müßte der Staat anführen, und der Krieger durch den unbedingtsten Gehorsam gebunden sein.

(HZ 75) Einiger, als in diesem Punkt, in dem ich dennoch auch, was eigentlich zum Zusammenhang des ganzen Raisonnements dieses Briefes gehört, völlig gegen allen Einwurf gesichert halte, werden Sie mit mir über die Sorgfalt des Staats zur Erhaltung der innern Sicherheit sein. Schon ein oberflächliches Raisonement und selbst eine sehr mangelhafte[141; R 67] Erfahrung lehrt, daß diese Sorgfalt mehr oder minder weit ausgreifen kann, ihren Endzweck zu erreichen. Sie kann sich begnügen begangne Unordnungen beizulegen und zu bestrafen. Sie kann ihre Begehung an sich zu verhüten suchen, und sie kann endlich, zu diesem Endzweck, den Bürgern überhaupt, ihrem Charakter und ihrem Geist, eine Wendung zu ertheilen bemüht sein, die hiezu abzweckt. Auch gleichsam die Extension ist verschiedner Grade fähig. Es können bloß Beleidigungen der Rechte der Bürger oder unmittelbarer Rechte des Staats untersucht und gerügt werden, oder man kann, indem man den Bürger als ein Wesen ansieht, das dem Staat die Anwendung seiner Kräfte schuldig ist, auch auf Handlungen ein wachsames Auge haben, deren Folgen sich nur auf die Handlenden selbst erstrecken. Alles dieß fasse ich hier auf einmal zusammen, und rede daher allgemein von allen Einrichtungen des Staats, welche zwar in der Absicht der Beförderung der öffentlichen Sicherheit geschehen, allein sich nicht begnügen unmittelbare Kränkungen der Rechte der<sup>85</sup> Bürger und des Staats zu bestrafen<sup>86</sup> oder, wenn man grade im Begriff ist sie zu begehen, zu verhüten. Ich ziehe zugleich alle übrigen hieher, die zwar nicht Sicherheit allein, sondern das Wohl der Bürger überhaupt, indeß das moralische, nicht das physische zum Endzweck haben, weil diese mit den übrigen, von denen ich hier rede, in näherer Verwandtschaft stehen, als mit denen, von welchen ich im Vorigen sprach.

Die sinnlichen Empfindungen, Neigungen und Leidenschaften sind es, welche sich zuerst und [165; R 100] in den heftigsten Aeßerungen an den Menschen zeigen. Wo sie, ehe noch Kultur sie verfeinert, oder der Energie der Seele eine andre Richtung gegeben hat, schweigen, da ist auch alle Kraft erstorben, und es kann nie etwas Gutes und Großes gedeihen. Sie sind es gleichsam, welche wenigstens zuerst eine belebende Wärme der Seele ertheilen, zuerst<sup>87</sup> zu

---

*Bekanntschaften und Beziehungen zu Kreisen der politischen Entscheidungsträger in Berlin verfügte, die Ziele und Vorgänge der hohen Politik recht genau bekannt waren.*

<sup>81</sup> Gestrichen: „sich“.

<sup>82</sup> Verbessert aus „Feinh[eit]“. - [...] bei Leitzmann.

<sup>83</sup> Verschrieben steht: „her“.

<sup>84</sup> Verbessert aus „Hienach“.

<sup>85</sup> Verbessert aus „unmittelbar gekränkte“.

<sup>86</sup> Verbessert aus „verhindern“.

<sup>87</sup> Verbessert aus „welche“.

einer regen Thätigkeit anspornen. Indeß ist ihr Einfluß in der Intension, wie in der Art des [166; R 101] Wirkens unendlich verschieden. (HZ 76) Dieß beruht theils auf ihrer Stärke, oder Schwäche, theils aber auch – wenn ich mich so ausdrücken darf – auf der mindern oder größern Leichtigkeit, sie von thierischen Genüssen zu menschlichen Freuden zu erheben. So leiht<sup>88</sup> das Auge der Materie seiner Empfindung die für uns so genuß- und ideenreiche Form der Gestalt, so das Ohr die der proportionirten Zeitfolge der Eindrücke. Ueber die verschiedene Natur dieser Empfindungen, und die Art ihrer Wirkung ließe sich vielleicht viel Schönes und manches Neue sagen, wozu aber schon hier nicht der Ort ist. Nur Eine Bemerkung über ihren Nutzen zur Bildung der Seele. Das Auge, wenn ich so sagen soll, liefert gleichsam dem Verstande einen mehr vorbereiteten Stoff. Das Innre des Menschen wird ihm gleichsam mit seiner, und der übrigen immer von unsrer Phantasie auf ihn bezogenen Dinge Gestalt gegeben. Das Ohr weniger. Sie erinnern sich daß darum Kant die Musik den bildenden Künsten nachsetzt. Allein er bemerkt sehr richtig, daß dies auch zum Maaßstabe die Kultur voraussetzt, welche die Künste dem Gemüth verschaffen<sup>89</sup>. Es fragt sich indeß, ob dieß der richtige Maaßstab sei. Meiner Idee nach, ist Energie die erste und einzige Tugend des Menschen. Was seine Energie erhöht, ist mehr werth, als was ihm nur Stoff zur Energie an die Hand giebt. Wie nun aber der Mensch auf Einmal nur Eine Sache empfindet; so wirkt auch das am meisten, was nur Eine Sache zugleich ihm darstellt, und wie in einer Reihe auf einander folgender Empfindungen jede einen durch alle vorigen gewirkten, und auf alle folgende [167; R 102] wirkenden Grad hat, das, in welchem die einzelnen Bestandtheile in einem ähnlichen Verhältnisse stehen. Dieß alles ist aber der Fall der Musik. Ferner ist der Musik nur diese Zeitfolge eigen, nur diese ist in ihr bestimmt. Die Reihe, die sie darstellt, nöthigt<sup>90</sup> sehr wenig zu einer bestimmten Empfindung. Es ist gleichsam ein Thema, dem man unendlich viele Texte unterlegen kann. Was ihr also die Seele des, der sie hört, und nur überhaupt gleichsam der Gattung nach in einer<sup>91</sup> verwandten Stimmung ist, wirklich unterlegt, entspringt völlig frei und ungebunden aus ihrer eignen Fülle, und so umfaßt sie es unstreitig wärmer, als was ihr gegeben wird, und was oft erst mehr beschäftigt, wahrgenommen als empfunden zu werden. Diese Art zu wirken ist nun nicht der Musik allein eigen. Kant bemerkt (HZ 77) eben sie, als bei einer wechselnden Farbenmischung möglich<sup>92</sup>, und in noch höhern Grade ist sie bei dem, was wir durch das Gefühl empfinden. Selbst beim Geschmack ist sie unverkennbar. Auch im Geschmack ist ein Steigen des Wohlgefallens, das sich gleichsam nach einer Auflösung sehnt, und nach der gefundenen Auflösung in schwächern Vibrationen nach und nach verschwindet. Am dunkelsten, und sogar, meinem Gefühl nach, gar nicht bemerkbar ist dieß beim Geruch. Wie nun im empfindensten Menschen der Gang der Empfindung, ihr Grad, ihr wechselndes Steigen und Fallen, ihre – wenn ich mich so ausdrücken darf – reine und volle Harmonie eigentlich das anziehendste, und anziehender ist als der Stoff selbst, insofern man nemlich vergißt, daß die Natur des Stoffes vorzüglich den Grad und noch mehr die Harmonie jenes Ganges bestimmt, und wie der empfindende Mensch – gleichsam das Bild des

---

<sup>88</sup> *Verbessert aus „giebt“.*

<sup>89</sup> *Kritik der Urteilkraft S. 220.*

<sup>90</sup> *Verbessert aus „ist“.*

<sup>91</sup> *Verbessert aus „der“.*

<sup>92</sup> *Kritik der Urteilkraft S. 211.*

blüthentreibenden Frühlings – gerade das anziehendste Schauspiel ist; so sucht auch der Mensch gleichsam dieß Bild seiner Empfindung vor allen andren in allen schönen Künsten. So macht die Mahlerei, selbst die Plastik es sich eigen, das Auge der Guido Renischen Madonna<sup>93</sup> hält sich<sup>94</sup> gleichsam nicht in den Schranken Eines flüchtigen Augenblicks. Die [168; R 103] angespannte Muskel des Borghesischen Fechters verkündet den Stoß, den er zu vollführen bereit ist. Und in noch höhern Grade benutz die Dichtkunst. Ohne hier eigentlich von dem Range der schönen Künste reden zu wollen, erlauben Sie mir nur noch Folgendes, um meine Idee ganz deutlich zu machen, hinzuzusetzen. Die schönen Künste wirken durch ein zwiefaches Mittel durch Materie und Ausdruck, die ich aber freilich hier in einem weitem und wieder auch geschiedern Sinn als gewöhnlich nehme. Je mehr der Ausdruck die Materie, und je mehr die Materie den Ausdruck zu Hülfe nimmt, desto mehr schwächt jedes seine eigne Wirkung. Die Dichtkunst vereinigt am meisten und vollständigsten beides, und darum ist sie auf der einen Seite die vollkommenste der schönen Künste, aber auf der andren Seite auch die schwächste. Weniger lebhaft mahlend ist die Plastik, und deren Materie, drückt sie weniger treu nachahmend aus, als die Musik. Die energisch wirkenden sinnlichen Empfindungen aber – denn nur um diese zu erläutern, rede ich hier von Künsten – wirken wiederum verschieden, theils je nachdem ihr Gang wirklich die abgemessensten Proportionen hat, theils je nachdem die Bestandteile selbst, (*HZ 78*) gleichsam die Materie eindringlicher ist. So wirkt die gleich richtige und schöne Menschenstimme mehr als ein todtes Instrument. Nun ist aber nie etwas näher als das eigne körperliche Gefühl. Wo also dieses selbst mit im Spiele ist, da ist die Wirkung die höchste,. Aber wie immer die unverhältnißmäßige Stärke der Materie gleichsam die zarte Form unterdrückt, so geschieht es auch hier oft, und es muß also zwischen beiden zwischen beiden [169; R 104] ein richtiges Verhältniß sein. Das Gleichgewicht bei einem unrichtigen Verhältnisse kann hergestellt werden durch Erhöhung der Kraft des einen, oder Schwächung der Kraft des andren. Allein es ist immer falsch, durch Schwächung zu bilden, oder die Stärke müßte denn nicht natürlich, sondern erkünstelt sein. Wo sie aber das nicht ist, da schränke man sie nie ein. Es ist besser, daß sie sich zerstöre, als daß sie aufhöre. Aber genug hievon. Ich hoffe, Sie werden mich verstehn, obgleich ich gestehe, daß Sie das meiste Licht nun in der nicht eben zufälligen Dunkelheit suchen müssen.

Ich habe bis jetzt – obgleich eine völlige Trennung nie möglich ist – von der sinnlichen Empfindung nur als sinnlicher Empfindung zu reden versucht. Aber Sinnlichkeit und Unsinnlichkeit verknüpft ein geheimnißvolles Band, und wenn es unsrem Auge<sup>95</sup> versagt ist, dieß Band zu sehen, so ahndet es unser Gefühl. Dieser zwiefachen Natur der sichtbaren und unsichtbaren Welt, dem angeborenen Sehnen nach dieser, und dem Gefühl der gleichsam süßen Unentbehrlichkeit jener<sup>96</sup> danken wir alle wahrhaft aus dem Wesen des Menschen

---

<sup>93</sup> Vgl. *Gesammelte Schriften 1*, 168 Anm.; *RUB Bd. 1991*, S. 103.209. – *Leitzmann* verweist hier auf das Gemälde der Himmelfahrt Mariens in *Forsters Ansichten vom Niederrhein 1791*. Indessen ist Wilhelm von Humboldt schon 1788 am Ende seiner Reise nach dem Reich Ende Oktober/Anfang November für mehrere Tage in Düsseldorf gewesen und hat dort u. a. Friedrich Heinrich Jacobi (1843-1819) aufgesucht.

<sup>94</sup> Verbessert aus „zeigt den“.

<sup>95</sup> Verbessert aus „uns“.

<sup>96</sup> Verschrieben steht: „dieser“.

entsprungne konsequente philosophische Systeme, so wie alle, auch die sinnlosesten Schwärmereien. Ewiges Streben beide so zu vereinen, daß jede<sup>97</sup> so wenig als möglich der andren raube, schien mir immer das Ziel<sup>98</sup> des menschlichen Weisen. Unverkennbar ist überall die ästhetische Gefühl, mit dem uns die Sinnlichkeit Hülle des Geistigen und das Geistige belebendes Prinzip der Sinnenwelt ist. Das ewige Studium dieser Physiognomik der Natur bildet den eigentlichen Menschen. Und hier zeigt sich zugleich wieder der Unterschied [170; R 105/106] der energisch wirkenden und der übrigen sinnlichen Empfindungen. Wenn das letzte Streben alles unsres menschlichen Bemühens nur auf das Entdecken, Nähren und Erschaffen des Einzig wahrhaft Existierenden, obgleich in seiner Urgestalt ewig Unsichtbaren in uns und andren gerichtet ist, wenn es lein das ist, dessen Ahndung uns (HZ 79) jedes seiner Symbole so theuer und gleichsam heilig macht, so treten wir ihm gleichsam einen Schritt näher, wenn wir das Bild seiner ewig regen Energie anschauen. Wir reden gleichsam mit ihm im schweren und unverstandnen, aber auch oft mit dergewissesten Wahnseitsahndung überraschenden Gefühl, indeß die Gestalt, wie Plato einmal vom Dichter sagt<sup>99</sup>, um<sup>100</sup> die dritte Stelle von der Wahrheit entfernt ist. Auf diesem Boden zwar nicht allein, aber vorzüglich blüht auch das Schöne, und weit mehr noch das Erhabne auf, das gleichsam den Menschen der Gottheit noch näher bringt. Die Nothwendigkeit eines reinen, von allem Zweck entfernten Wohlgefallens an einem Gegenstande, ohne Begriff, bewährt ihm gleichsam seine Abstammung, seine Verwandtschaft mit dem Unsichtbaren, und das Gefühl seiner Unangemessenheit zu dem überschwänglichen Gegenstande verbindet auf die menschlich-göttlichste Weise unendliche Größe mit hingebender Niedrigkeit. Ohne das Schöne fehlte dem Menschen die Liebe der Dinge, um ihrer selbst willen, ohne das Erhabne der Gehorsam, der jede Belohnung verschmäht, und niedrige Furcht nicht kennt. Das Studium<sup>101</sup> des Schönen gewährt Geschmack, des Erhabnen, wenn es auch hiefür<sup>102</sup> ein Studium giebt und nicht Gefühl und Darstellung des Erhabnen allein Frucht des Genies ist, richtig abgewägte Größe. Der Geschmack allein aber, dem<sup>103</sup> allemal Größe zum Grunde liegen muß, weil nur das Große des Maaßes und nur das Gewaltige der Haltung bedarf, vereint alle Töne des vollgestimmten<sup>104</sup> Wesens in eine reizende Harmonie. Ohne ihn sind die Tiefen des Geistes, wie die Schätze des Wissens unfruchtbar, ohne ihn der Adel und die Stärke des moralischen Willens selbst rauh und ohne erwärmende Segenskraft.

Forschen und Schaffen – darum drehen, und darauf beziehen sich wenigstens, wenngleich [171; R 107] mittelbarer oder unmittelbarer, alle Beschäftigungen des Menschen. Das Forschen, wenn es die Gründe der Dinge oder die Schranken der Vernunft erreichen soll, setzt außer der Tiefe einen mannigfaltigen Reichthum und innige Erwärmung des Geistes voraus.

---

<sup>97</sup> *Verbessert aus „keine“.*

<sup>98</sup> *Verbessert aus „Eigenthum“.*

<sup>99</sup> *Im zehnten Buch des Staats (S. 601c).*

<sup>100</sup> *Verbessert aus „erst“ aus „glei[chsamt]“. - [...] bei Leitzmann*

<sup>101</sup> *Verbessert aus „Geffühl“. - [...] bei Leitzmann*

<sup>102</sup> *Verbessert aus „für es“.*

<sup>103</sup> *Gestrichen: „sich“.*

<sup>104</sup> *Verbessert aus „erst ...[?]“. - [...] bei Leitzmann*

Nur der bloß analytische Philosoph kann vielleicht durch die simplen Operationen der nicht bloß ruhigen, sondern kalten Vernunft seinen Endzweck erreichen.<sup>105</sup>

(HZ 80) Aber um das Band zu entdecken, das synthetische Sätze verknüpft, ist eigentliche Tiefe und ein Geist erforderlich, der allen seinen Kräften gleiche Stärke zu verschaffen gewußt hat. So wird denn – man darf es wohl mit Wahrheit sagen – Kants<sup>106</sup> nie übertroffener Tiefsinn in der Moral und Aesthetik noch oft der Schwärmerei beschuldigt werden, wie er es schon wurde, und – wenn Sie mir das Geständniß erlauben – wenn mir selbst einige einige, obgleich seltne Stellen (ich erinnere Sie an die Deutung der Regenbogenfarben)<sup>107</sup> darauf hinzuführen scheinen; so klage ich allein den Mangel der Tiefe meiner intellektuellen Kräfte an. Also auch um den ruhigsten Denker zu bilden, muß Genuß der Sinne und der Phantasie oft [172; R 108] um die Seele spielen. Und wenn Sie von transcendentalen Untersuchungen auf psychologische übergehen, wenn der Mensch, wie er erscheint, Ihr Studium wird, wie wird da nicht der das gestaltenreiche Geschlecht am tiefsten erforschen, am lebendigsten darstellen, dessen eigner Empfindung selbst die wenigsten dieser Gestalten fremd sind?

Daher erscheint der also gebildete Mensch in seiner höchsten Schönheit<sup>108</sup>, wenn er ins praktische Leben tritt, wenn er, was er in sich aufgenommen hat, zu neuen Schöpfungen in und außer [sich] fruchtbar macht<sup>109</sup>. Die Analogie zwischen den Gesezen<sup>110</sup> der Plastischen Natur und denen des geistigen Schaffens ist schon mit einem wahrlich genievollen Blicke beobachtet, und mit treffenden Bemerkungen bewährt worden<sup>111</sup>. Doch vielleicht wäre eine anziehendere Ausführung<sup>112</sup> möglich gewesen; statt sich auf unerforschbare Geseze der Bildung des Keims einzulassen, hätte die Psychologie vielleicht eine reichere<sup>113</sup> Belehrung erhalten, wenn das geistige Schaffen gleichsam als eine feinere Blüthe des körperlichen Erzeugens näher gezeigt worden wäre. Um auch in dem moralischen Leben von dem zuerst zu reden, was am meisten bloßes Werk der kalten Vernunft scheint, so macht<sup>114</sup> es die Idee (HZ

---

<sup>105</sup> Bei Leitzmann fehlt hier ein Punkt. Infolge der dortigen Drucksatzgestaltung ist nicht eindeutig feststellbar, ob an dieser Stelle auch ein Absatzende vorliegt.

<sup>106</sup> Verbessert aus „ein“.

<sup>107</sup> Kritik der Urteilskraft S. 172.

<sup>108</sup> Verbessert aus „seinem hellesten Lich[te]“. - [...] bei Leitzmann.

<sup>109</sup> Verbessert aus „wovon er in sich glüht, außer sich zu schaffen bem[üht ist]“. - [...] bei Leitzmann

<sup>110</sup> Verbessert aus „Oper[ationen]“. - [...] bei Leitzmann.

<sup>111</sup> Wie die Anmerkung Gesammelte Schriften 1, 172; RUB Bd., 1991, S. 108.210 zeigt, hat Humboldt hier die von Johann Friedrich Hugo Reichsfreiherr von Dalberg (1760-1812), einen Bruder des Koadjutors, verfasste Schrift „Vom Bilden und Erfinden“ im Auge. – Leitzmann hat den Briefwechsel von Karoline mit ihrem Bruder wahrscheinlich nicht eingesehen (Archiv Schloss Tegel); Friedrich von Dalberg war mit der Familie Dacheröden, damit auch mit Karoline und sodann auch mit Wilhelm von Humboldt näher bekannt bzw. vertraut. Karoline, die offensichtlich mit Friedrich von Dalberg, abgesehen von dessen häufiger Anwesenheit in Erfurt, in Briefwechsel stand, nennt ihn dem Bruder gegenüber „Fritz Dalberg“ bzw. „Fritz“ (z. B. Brief v. 3. Nov. 1791 aus Burgörner). Humboldt besaß das Buch von Friedrich von Dalberg (s. Bücherverzeichnis Archiv Schloss Tegel Nr. 70: „F. v. Dalberg vom Erschaffen und Bilden. Frankfurt ... 1791“).

<sup>112</sup> Verbessert aus „Be[handlung]“. - [...] bei Leitzmann.

<sup>113</sup> Verbessert aus „frucht[barere]“. - [...] bei Leitzmann

<sup>114</sup> Verbessert aus „knüpft“.

81) des Erhabnen allein möglich dem unbedingt gebietenden Gesezze zwar allerdings – durch das Medium (ein so unendlich glücklich von Ihnen gewählter Ausdruck)<sup>115</sup> des Gefühls – auf eine menschliche und doch – durch den völligen Mangel der Rücksicht auf Glück oder Unglück – auf eine göttlich uneigennütige Weise zu gehorchen. Das Gefühl der Unangemessenheit der menschlichen Kräfte zum moralischen Gesez, das innige Bewußtsein, das der Tugendhafteste gleichsam nur der ist, der am tiefsten empfindet, wie hoch das Gesez über ihm erhaben ist<sup>116</sup>, erzeugt<sup>117</sup> die Achtung – eine Empfindung, welche nicht mehr körperliche Hülle zu umgeben scheint, als nöthig ist, sterbliche Augen nicht durch den reinen Glanz zu verblenden<sup>118</sup>. Wenn da das moralische Gesez jeden Menschen als einen Zweck in sich zu betrachten nöthigt; so [173; R 109] vereint sich mit ihm das Schönheitsgefühl, das gern jedem Staube Leben einhauchte um auch in ihm an einer eignen<sup>119</sup> Existenz sich zu freuen, und das um so viel voller und schöner den Menschen aufnimmt und umfaßt, als es, unabhängig vom Begriff, nicht auf die kleine Zahl der Merkmale beschränkt ist, welche der Begriff und noch dazu nur abgeschnitten und einzeln zu umfassen vermag. Die Beimischung des Schönheitsgefühls scheint der Reinheit des moralischen Willens Abbruch zu thun, und sie könnte es allerdings, und würde es auch, wenn dieß Gefühl<sup>120</sup> eigentlich dem Menschen Antrieb zur Moralität sein sollte. Allein es soll<sup>121</sup> bloß die Pflicht auf sich haben, gleichsam mannigfaltigere Anwendungen für das moralische Gesez aufzufinden, die dem kalten, und darum hier allemal unfeinern Verstande entgehen würden, und das Recht genießen, dem Menschen – dem es nicht verwehrt ist für die Tugend Lohn zu genießen, aber wohl die Tugend durch Lohn zu erkaufen – die süßesten Gefühle zu gewähren. <sup>122</sup>Je mehr ich überhaupt über diesen Gegenstand nachdenken mag, desto weniger scheint mir der Unterschied, den ich eben<sup>123</sup> bemerkte, so bloß subtil und vielleicht schwärmerisch zu sein. Wie strebend der Mensch nach Genuß ist, wie sehr er (HZ 82) sich Tugend und Glückseligkeit ewig auch unter den ungünstigsten äußern Umständen vereint denken möchte; so ist doch auch seine Seele für die Größe des moralischen Gesezes empfänglich. Sie kann sich der Gewalt nicht erwehren, mit welcher diese Größe sie zu handeln nöthigt, und nur von diesem Gefühle durchdrungen handelt sie, schon darum ohne Rücksicht auf Genuß, weil sie nie das volle Bewußtsein verliert, daß die Vorstellung jedes Unglücks ihr kein<sup>124</sup> andres Betragen abnöthigen würde. Aber diese Stärke freilich gewinnt die Seele nur auf einem dem ähnlichen Wege, von dem ich im Vorigen rede. Alle Stärke – gleichsam die Materie – stammt aus der Sinnlichkeit, und wie

---

<sup>115</sup> In dem oben S. 49 Anm. 1 zitierten Aufsatz von Gentz kommt der Ausdruck nicht vor. – Leitzmann schwankt in der zitierten Anmerkung, ob es sich um den von Gentz verfassten Aufsatz („Über den Ursprung und die obersten Prinzipien des Rechts“) in dem im Frühjahr 1791 erschienenen Bd. 17 der Berlinischen Monatsschrift oder um eine verloren gegangene Schrift handelt.

<sup>116</sup> Verbessert aus „die Höhe des Geseze[s]“. - [...] bei Leitzmann.

<sup>117</sup> Verbessert aus „gebie[rt]“. - [...] bei Leitzmann.

<sup>118</sup> Verbessert aus „sie sterblichen Augen sichtbar zu machen“.

<sup>119</sup> Verbessert aus „neu[en]“. - [...] bei Leitzmann.

<sup>120</sup> Verbessert aus: „sie“.

<sup>121</sup> Gestrichen: „ihr“.

<sup>122</sup> Gestrichen: „Wie strebend nach Genuß“.

<sup>123</sup> Gestrichen: „So wie ich eben“.

<sup>124</sup> Verbessert aus „sie nicht zu einem“.

weit entfernt von dem Stamm, ist sie doch immer, wenn ich so sagen darf, auf ihm ruhend. Wer nun seine Kräfte unaufhörlich zu erhöhen und durch häufigen Genuß zu verjüngen sucht<sup>125</sup>, wer die Stärke seines Charakters oft braucht, seine Unabhängigkeit von der Sinnlichkeit zu behaupten, wer so diese Unabhängigkeit mit der höchsten Reizbarkeit zu vereinen bemüht ist, wessen gerader<sup>126</sup> und tiefer Sinn der Wahrheit unermüdet nachforscht, [174; R 110/111] wessen richtiges und reines Schönheitsgefühl keine reizende Gestalt unbemerkt läßt, wessen Drang das außer sich Empfundne in sich aufzunehmen, und das in sich Aufgenommne zu neuen Geburten zu befruchten, jede Schönheit in seine Individualität zu verwandeln, und, mit jeder sein ganzes Wesen gattend, neue Schönheit zu erzeugen strebt, der kann das befriedigende Bewußtsein nähren auf dem richtigen Wege zusein, dem Ideal<sup>127</sup> sich zu nahen, das selbst die kühnste Phantasie der Menschheit vorzuzeichnen wagt.

Ich habe durch dieß an und für sich selbst politischen Untersuchungen ziemlich fremdartige Gemälde zu zeigen versucht, wie die Sinnlichkeit und ihre heilsamen Folgen durch das ganze Leben, und durch alle Beschäftigungen des Menschen verflochten ist. Ihr dadurch Achtung und Freiheit zu erwerben war meine Absicht. Sie mögen über das Gelingen des Versuchs urtheilen. Vergessen darf ich indeß nicht, daß gerade sie auch die Quelle einer großen Menge physischer und moralischer Uebel ist. Selbst moralisch nur heilsam, wenn sie in richtigem Verhältnisse mit den geistigen Kräften steht, erhält sie so leicht ein schädliches Uebergewicht. Dann wird menschlicher Genuß thierische Lust, (*HZ* 83) der Geschmack verschwindet, oder erhält unnatürliche Richtungen, bei welchem letztern Ausdruck ich mich jedoch nicht enthalten kann, vorzüglich in Hinsicht auf gewisse einseitige Beurtheilungen, noch zu bemerken, daß nicht unnatürlich heißen muß, was nicht gerade diesen oder jenen Zweck der Natur erfüllt, sondern was den allgemeinen Zweck derselben mit dem Menschen vereitelt. Dieser aber ist, daß seine denkende und empfindende Kraft, beide in proportionirlichen Graden der Stärke, sich unzertrennlich vereine. Es kann aber ferner ein Misverhältniß entstehen zwischen der Art, wie ein Mensch seine Kräfte ausbildet, und zwischen den Mitteln des Wirkens und Genießens, die seine Lage ihm darbietet, und dieß Mißverhältniß ist eine neue Quelle von Uebeln. Nach den im vorigen aufgeführten Grundsätzen aber ist es dem Staat nicht erlaubt, positiv auf die Lage der Bürger zu wirken. Diese Lage erhält also nicht eine so bestimmte und erzwungne Form, und ihre größere [175; R 112] Freiheit, wie daß sie in dieser Freiheit eben selbst größtentheils von der Denkung und Handlungs Art der Bürger ihre Richtung erhält, vermindert schon ihr Misverhältniß. Dennoch aber könnte die immer warlich nicht unbedeutende übrigbleibende Gefahr die Idee der Nothwendigkeit erregen, der Sittenverderbniß durch Geseze. und Staatseinrichtungen entgegenzukommen.

Allein wären solche Geseze und Einrichtungen auch wirksam,; so würde nur gerade mit dem Grade ihrer Wirksamkeit ihre Schädlichkeit steigen. Ein Staat, in welchem die Bürger durch falsche Mittel genöthigt oder bewogen würden auch den besten Gesezen zu folgen, könnte ein ruhiger, friedliebender, wohlhabender Staat sein, allein er würde mir immer ein Haufe

---

<sup>125</sup> Verbessert aus „strebt“.

<sup>126</sup> Verbessert aus „richtiger“.

<sup>127</sup> Verbessert aus „seis auch im“.

ernährter Sklaven, nicht eine Vereinigung freier, nur, wo sie die Gränze des Rechts übertreten, gebundener Menschen scheinen. Zwang bringt nie Tugend hervor, und schwächt immer die Kraft, und was sind Sitten ohne moralische Stärke und Tugend? Und wie groß auch das Uebel des Sittenverderbnisses sein mag, es ermangelt selbst der heilsamen Folgen nicht. Durch die Extreme der Dinge müssen die Menschen auf der Weisheit und Tugend mittlern Pfad gelangen. Extreme müssen, gleich großen in die Ferne leuchtenden Massen, weit wirken, um den feinsten Adern des<sup>128</sup> Körpers Blut zu verschaffen., muß eine beträchtliche Menge in den [176; R 113] großen vorhanden sein. Hier die Ordnung der Natur<sup>129</sup> stören wollen, heißt moralisches Uebel anrichten um physisches zu vernichten.

(*HZ 84*) Wenn ich es daher nicht billige, selbst wirklichem Uebel, sobald es nur noch nicht fremdes Recht kränkt, entgegen zu arbeiten, so schließen Sie leicht, daß ich alle Bildung, welche<sup>130</sup> der Staat durch Erziehung und Religion positiv geben will, [misbillige]. Ich verweile hiebei auch keinen Augenblick. Alles ist aus dem Vorigen klar. Die nähere Anwendung habe ich schon in dem alten Aufsatz<sup>131</sup>, den Sie kennen, gemacht. Freilich mangelhaft, eben die Mängel dieses Briefes zeigen Ihnen, daß jene Mängel hier nicht wieder ergänzt worden sind. Nur um der Konsequenz willen Eine Bemerkung. Alle Religion - sobald im praktischen Leben davon die Rede ist – beruht auf Empfindung. Wie das Empfindungssystem eines Menschen, so nicht bloß seine Religiosität, sondern auch sein Religionssystem. Die Nüancen sind unendlich verschieden. Allein folgende zwei Unterschiede wirken doch mächtig. Erstlich der Unterschied der Selbstständigkeit und der hinlehnenden Liebe; zweitens des Gefühls der Kraft des Individuums, und der Schönheit der Einheit in dem Mannigfaltigen. Das Letztere ist gleichsam intellektueller. In beiden führen die beiden ersten Modifikationen allein für sich zum entschiednen Atheismus., die beiden letzten zum entschiednen Theismus. In beiden beides vereint können Atheismus und Theismus hervorbringen, und soll über Werth entschieden werden; so würde ich, da Werth der Religionssysteme immer nach dem Werth der ihnen zum Grunde liegenden intellektuellen und empfindenden Kräfte geschätzt werden kann, dem Theismus und Atheismus, wie er auf die zuletzt erwähnte Weise entsteht, den Vorzug vor dem Theismus und Atheismus geben, auf die erstere Weise entstanden. Eine unpartheiische Entscheidung zwischen beiden halte ich unmöglich. Bei diesem engen Zusammenhange des Empfindungs und Religionssystems würde daher völlige Freiheit des Erstern, und einschränkende Anordnung des Letztern wenn nicht unmöglich, doch gewiß noch mehr als bloß inkonsequent sein. Soviel hievon und nun wiederhole<sup>132</sup> ich bloß das mehr als Einmal gesagte, daß die Religion nur eine ohne alle Aufsicht des Staats zu lassende Gemeinrichtung sei<sup>133</sup>, und Aufsicht auf Erziehungsanstalten ganz aufhören müßte.

---

<sup>128</sup> *Gestrichen: „menschlichen“.*

<sup>129</sup> *Verbessert aus „Natur“.*

<sup>130</sup> *Verbessert aus „die“.*

<sup>131</sup> *„Über Religion“ (Gesammelte Schriften I, 45).*

<sup>132</sup> *Verbessert aus „bemerke“.*

<sup>133</sup> *Humboldt dürfte hier neben der Innenpolitik in Preußen auch die neue Kirchenpolitik in Frankreich im Blickwinkel haben: Die am 12. Juli 1790 erlassene Zivilverfassung des Klerus, die Neueinteilung der Diözesen,*

Lassen Sie mich jetzt alles zusammennehmen, was ich über die Beantwortung der zweiten Frage gesagt habe. Den Zweck des Staats darf daher nichts anders als die Erhaltung der Sicherheit (*HZ 85*) gegen auswärtige Feinde, und gegen Beeinträchtigungen der Bürger unter einander sein. In diesen Schranken muß er seine Wirksamkeit halten, und selbst in der Wahl der Mittel zu diesem Zweck beschränken ihn eben die Grundsätze, welche ihm keinen andren, als diesen Zweck erlauben. Er darf nemlich – und ich rede hier nun sehr natürlich bloß von der innern Schönheit – keine andre Mittel anwenden als Entscheidung des streitigen Rechts, Herstellung des verletzten, Bestrafung des Verlezers. Verbrechen zuvorkommen dürfte er nur, insofern hinlängliche Merkmale vorhanden wären, daß die Theilhaber sie schon beschlossen hätten.

Dem Einwurfe der Unausführbarkeit überhaupt – denn von der unter diesen Umständen, in diesem oder jenen Lande oder Jahrhundert ist hier die Rede gar nicht – zu begegnen mag noch Folgendes dienen. 1., Der Mensch ist an sich mehr zu wohlthätigen als eigennütigen [116; *R 113*] Handlungen geneigt. Dies zeigt auch die Geschichte der Wilden. Die häuslichen Tugenden haben so etwas Freundliches, die öffentlichen des Bürgers so etwas Großes und Hinreißendes, daß der bloß unverdorben Mensch ihrem Reiz<sup>134</sup> selten widersteht. 2., Freiheit erhöht die Kraft und führt<sup>135</sup>, wie immer auch die größere Stärke, allemal eine Art der Liberalität mit sich. Zwang erstikt die Kräfte, und führt zu allen eigennütigen<sup>136</sup> Wünschen und allen niedrigen Kunstgriffen der Schwäche. Zwang hindert manche Vergehungen, giebt aber allen eine niedrige Gestalt. 3., Der sich selbst überlassene Mensch kommt schwerer auf richtige Grundsätze, aber sie zeigen sich unaustilgbar in seiner Handlungsweise. Der absichtlich geleitete empfängt sie leichter, aber sie weichen auch sogar seiner doch geschwächten Energie. 4., Alle Staatseinrichtungen, indem sie ein mannigfaltiges und sehr verschiednes Interesse in Eine Einheit bringen sollen, verursachen<sup>137</sup> vielerlei Kollisionen. Aus den Kollisionen entstehen Misverhältnisse zwischen dem Verlangen und dem Vermögen der Menschen, und aus diesen Vergehungen. Je müßiger also – wenn ich so sagen darf – der Staat, desto geringer die Anzahl dieser. Wäre es vorzüglich in gegebenen Fällen möglich, genau die Uebel aufzuzählen, welche Polizeieinrichtungen veranlassen, und welche (*HZ 86*) sie verhindern, die Zahl der erstern würde allemal größer sein. 5., Wieviel strenge Aufsuchung der wirklich begangnen Verbrechen, gerechte und wohl abgemeßne aber [177; *R 114*] unerlaßliche Strafe, folglich seltnen Straflosigkeit vermag, ist praktisch noch nie hinreichend versucht worden.

---

*die Erklärung der Geistlichen zu Staatsbeamten. Ein Gesetz vom November 1790 verlangte von den Geistlichen die Eidesleistung auf die Verfassung, wogegen der Papst erfolglos intervenierte. Ein weiteres Gesetz vom 29. November 1791 verfügte - bei vergeblichem Veto des Königs - Zwangsmaßnahmen gegen den Eid verweigernde Priester. Diese Entwicklung führte zu - vielleicht erst nach dem Jahreswechsel 1791/92 in Deutschland in ihrem Ausmaß voll wahrgenommenen - heftigen Auseinandersetzungen zwischen den Revolutionären und der königs- und papsttreuen Geistlichkeit sowie Gesellschaftsschicht.*

<sup>134</sup> Verbessert aus „ihnen“.

<sup>135</sup> Verbessert aus „hat“.

<sup>136</sup> Verbessert aus „niedrigen“.

<sup>137</sup> Verbessert aus „be[wirken]“. - [...] bei Leitzmann

Zur Beurtheilung der Französischen Konstitution nach dem hier Entwickelten kehre ich mehr zurück, Sie um Verzeihung zu bitten, daß ich hierfür nichts zu sagen vermag, als in der That dieselbe wirklich vorzunehmen. Freilich scheint es mir, als wäre auf die Vorstellung des Zwecks, auf die Bestimmung der Grenzen, nicht einzelner Theile, sondern des Ganzen der Staatsgewalt, wenn nicht gar keine, doch zu wenig Rücksicht genommen; förmlich ist die Abschaffung des Adels<sup>138</sup>, diese willkürliche Vernichtung eines Unterschiedes, den man in Ungerechtigkeit auszuarten, nicht eben ausrotten mußte, meinen Grundsätzen völlig zuwider; endlich könnte ich auch freilich noch einzelne bis jetzt überdieß noch nicht völlig genehmigte Projekte, National Erziehung und dergleichen anführen<sup>139</sup>. Allein über alles dieß ist meine Sachkenntnis so mangelhaft, und ich eile zum Ende. Je weniger und mehr als wenig ich indeß hier leiste, desto mehr liegt es mir ob, wenigstens den Umriß des Bildes<sup>140</sup>, das ich vom Staat hier entworfen habe, soviel als möglich zu vollenden. Ich muß daher noch folgendes hinzusezen.

Auch um den eingeschränktsten Zweck zu erfüllen, muß der Staat hinlängliche Einkünfte haben. Schon meine Unwissenheit in allem was Finanzen heißt<sup>141</sup>, sichert Sie hier vor einem langen Raisonement. Nur des Zusammenhanges willen muß ich bemerken, daß auch bei Finanzeinrichtungen jene Rücksicht des Zwecks der Menschen<sup>142</sup> im Staat, und der daher entspringenden Beschränkung seines Zwecks nicht aus der Acht gelassen werden muß. Auch der flüchtigste [Blik] auf die Verwebung so vieler Polizei mit Finanzeinrichtungen lehrt dieß [233; R 187/188] hinlänglich. Meines Erachtens giebt es für den Staat nur dreierlei Arten der

---

<sup>138</sup> Am 19. Juni 1790 Abschaffung des Adels.

<sup>139</sup> Humboldt spielt hier offensichtlich auf die Bestrebungen an, in Frankreich ein als Nationalerziehung verstandenes neues Bildungswesen zu schaffen. Dazu war am 14. September 1791 im Gefolge der neuen Gesetzgebenden Nationalversammlung das Comité d'instruction publique eingerichtet worden, dessen Mitglieder am 28. Oktober bestimmt wurden. Die Verfassungsentwicklung in Frankreich in diesen Herbstwochen sowie der Besuch von Gentz in Burgörner Anfang November - bei dem sicherlich auch dieses Thema diskutiert wurde - lassen als Zeitpunkt der frühestmöglichen Abfassung dieses Briefes etwa den Beginn des Monats Dezember möglich erscheinen. Infolge der unsicheren Lage dürfte die Nachrichtenübermittlung aus Frankreich nicht unproblematisch gewesen sein; andererseits verfügte Humboldt infolge seiner Bekanntschaften und seiner gesellschaftlichen Zugehörigkeit über ein gutes und zuverlässiges Nachrichtennetz. – Im Vorfeld der Einrichtung des Komitees hatte bereits eine Diskussion um die Nationalerziehung stattgefunden. Am 10., 11. und 19. September hatte Charles Maurice de Talleyrand (1754-1738) vor der Nationalversammlung (Konstituante) seinen vielbeachteten „Rapport sur L'Instruction publique“ gehalten, der auch als Publikation Verbreitung fand. Maßgebliches Mitglied im Komitee wurde Marie Jean Antoine Nicolas Caritat, Marquis de Condorcet (1743-1794). Condorcet hatte sich zu diesem Zeitpunkt bereits intensiv mit der bildungspolitischen Umgestaltung des französischen Unterrichtswesens befasst und darüber publiziert.

<sup>140</sup> Verbessert aus „jener Zeichnung“.

<sup>141</sup> Angesichts von Humboldts Mitschrift zu Christian Wilhelm von Dohms (1751-1820, 1786 geadelt) Vorlesungen von 1785/86 (Schriften VII, S, 507ff.) sowie Humboldts finanziellem Geschick während seiner gesamten Lebenszeit wird man diese Bemerkung wohl als Untertreibung oder Ironie werten können.

<sup>142</sup> In Dohms Vorlesungen stand nicht die Erörterung der Belange des Mensch wie hier im Vordergrund, sondern die Darstellung des Systems. Schlüsselbemerkung ist hier (s. Folgesätze): „Allein – ein Einwurf, der vielleicht oft gemacht worden sein mag, wenn ich ihn auch noch nicht hörte – eines der natürlichen Produkte ist aufzuzählen vergessen worden, die Kraft des Menschen...“ (Leitzmann, Albert: Jugendbriefe, S.87). Abgesehen von der Entsprechung im Grundansatz könnten sich in dieser verborgenen Eventualität - rhetorisch gesehen - konkrete Reminiszenzen an Gedankengut von Adam Smith andeuten.

Einkünfte: 1., Einkünfte aus vorbehaltenem oder an sich gebrachtem Eigenthum, 2., aus direkten, 3., aus indirekten Abgaben. Alles Eigenthum des Staats ist schädlich. Schon oben habe ich von dem Uebergewicht geredet, das der Staat, als Staat allemal hat, und ist er Eigenthümer; so muß er in viele Privatverhältnisse nothwendig eingehn. Da also, wo<sup>143</sup> das Bedürfniß, um das man eine Staatseinrichtung wünscht, gar keinen Einfluß hat, wirkt (HZ 87) die Macht mit, die nur in Hinsicht dieses Bedürfnisses gewählt wurde. Gleichfalls schädlich sind auch die indirekten Abgaben. Die Erfahrung lehrt, wie viele Einrichtungen ihre Anordnung, und ihre Hebung voraussetzt, die das vorige Raisonnement unstreitig nicht billigen kann. Es bleiben also nur die direkten übrig. Unter den möglichen Systemen direkter Abgaben ist das physiokratische unstreitig<sup>144</sup> das einfachste. Allein – ein Einwurf, der vielleicht oft gemacht sein mag, wenn ich ihn auch noch nicht hörte – eines der natürlichen Produkte ist aufzuzählen vergessen worden, die Kraft des Menschen, und da sie in unsren Einrichtungen mit zur Waare wird; so muß sie auch den Abgaben mit unterworfen sein. Wenn man das System direkter Abgaben, worauf ich hier zurückkomme, und nicht mit Unrecht, das schlechteste und unschicklichste aller Finanzsysteme nennt; so muß man indeß auch nicht vergessen, daß der Staat, dem so enge Gränzen gesetzt sind, keiner großen Einkünfte bedarf, und daß der Staat, der so gar kein eignes, von dem der Bürger getheiltes Interesse hat, der Hülfe freier, d. h. wohlhabender Bürger mehr versichert sein kann.

So hätte ich die Außenlinien der Gegenstände, die ich behandeln wollte, vollständig gezogen. Indeß meine ich damit nicht, daß nicht noch im Einzelnen ein größeres Détail nöthig gewesen wäre. So bei der Bestimmung der Art, wie der Staat nun für die innre Sicherheit sorgen darf, und sogar muß. Auch was ich hier nur aus dem Gesichtspunkt des Ersprißlichen und Besten betrachtete, müßte es nicht uninteressant sein, aus dem Gesichtspunkt des Rechtes zu prüfen. Beides übergehe ich hier.

Nur Eine Frage muß mich noch beantworten. Ich habe selbst gesagt, daß die Verstärkung des Privatinteresse das öffentliche schwäche, und nun ist meine einzige Absicht darauf[234 R 189/190] hinausgegangen, dieß Privatinteresse nicht bloß zu verstärken, sondern auch zu vervielfachen. Wie wird daher ein solcher Staat irgend bestehen können? Allein wie ich es vervielfacht habe, so habe ich es auch mit dem öffentlichen so genau als möglich verbunden, indem ich gleichsam jenes nur auf dieß, wie es jeder Bürger – da jeder doch sicher sein will – anerkennt, [gründete]. So dürfte ich also doch vielleicht jene anfangs erwähnte Liebe der Konstitution hier erwarten, Allein, wenn ich auch hierauf nicht rechnen will, so wäre eine Entgegenstellung der Gewalten und dadurch hervorgebrachte Sicherheit gewiß möglich. Dann trifft (HZ 88) auch hier ein, daß der Staat, der weniger wirken soll, eine geringere Macht, und die geringere Macht eine geringere Wehr braucht. Endlich versteht es sich auch von selbst, daß so wie überhaupt manchmal Kraft oder Genuß dem Resultat geopfert werden muß, um [nicht] einen größern Verlust zu erhalten, dieß auch hier immer angewandt werden müßte. Wie nun aber die ganze Staatsgewalt richtig vertheilt werden kann, folglich die ganze Diskussion über die Vorzüge der Arten der Regierungsform, übergehe ich hier gleichfalls,

---

<sup>143</sup> *Verbessert aus „worauf“.*

<sup>144</sup> *Gestrichen: „eins“. – Vgl. Vorlesungen Dohm (S. 538): Humboldt sieht dort „das physiokratische System nicht allein vorzüglicher, als das Handelssystem, sondern auch in sich vortreflich“.*

und da vielleicht diese eigentlich die Politik ausmacht, bescheide ich mich gern hier gleichsam nur Prolegomena geliefert zu haben.

Ueberhaupt habe ich versucht<sup>145</sup> für den Menschen im Staat die vortheilhafteste Lage [235; R 192] auszusuchen. Diese scheint mir nun darin zu bestehen, wenn die mannigfaltigste Individualität, die originellste Selbstständigkeit mit der gleichfalls mannigfaltigsten und innigsten Vereinigung mehrerer Menschen neben einander aufgestellt würde – ein Problem, welches nur die höchste Freiheit zu lösen vermag. Die Möglichkeit einer Staatseinrichtung, die diesem Ziel so wenig als möglich Schranken setzte, darzuthun, war eigentlich der Endzweck alles meines Nachdenkens. Ich bin zufrieden, wenn ich bewiesen habe, daß dieser Grundsatz wenigstens bei allen Staatseinrichtungen als Ideal vorschweben muß.

Eine große Erläuterung könnten diese Ideen durch die Geschichte und Statistik<sup>146</sup> – beide auf diesen Zweck gerichtet – erhalten. Ueberhaupt hat mir die Statistik oft einer Reform zu bedürfen geschienen. Statt unsichre Data der Größe, der Volkszahl, des Reichthums, der Industrie eines Volkes, aus welchen sein eigentlicher Zustand nie ganz zu beurtheilen ist, an die Hand zu geben, sollte sie<sup>147</sup>, von der natürlichen Beschaffenheit des Landes und der [236; R 191/192] Bewohner ausgehend, das Maaß und die Art ihrer thätigen, leidenden und genießenden Kraft, und nun schrittweise die Modifikationen zu schildern suchen, welche diese Kraft theils durch die Verbindung der Nation unter sich, theils durch die Einrichtungen des Staats erhält. Denn die Staatsverfassung und der Nationalverein sollten, wie wenig sie auch oft mit einander verwebt sein mögen, nie mit einander verwechselt werden. Wenn die Staatsverfassung den Bürgern, seis durch Uebermacht und Gewalt, oder Gewohnheit und Gesez, ein bestimmtes Verhältniß (HZ 89) anweist; so giebt es außerdem noch ein andres, freiwillig von ihnen gewähltes, unendlich mannigfaltiges und oft wechselndes. Und dieß letztere, das freie Wirken der Nation untereinander, ist es eigentlich, das alle Güter bewahrt, deren Sehnsucht die Menschen in die Gemeinschaft führt. Die eigentliche Staatsverfassung ist diesem – als ihrem Zwecke – untergeordnet, und wird immer nur als ein nothwendiges Mittel, und weil sie allemal Einschränkungen der Freiheit enthält, als ein nothwendiges Uebel gewählt. Die nachtheiligen Folgen zu zeigen, welche die Verwechslung der freien Wirksamkeit der Nation mit der erzwungenen der Staatsverfassung, dem Genuß, den Kräften, und dem Charakter der Menschen gebracht hat, ist daher auch eine der vorzüglichsten Absichten dieser Blätter gewesen.

Burg Oerner, 9. Januar, 1792.

---

<sup>145</sup> *Gestrichen: „eine“.*

<sup>146</sup> *Humboldt weist in seinen Schriften auf die Bedeutung einer prospektiven, die Veränderungen der Staaten ermittelnden Statistik im Gegensatz zu einer damals häufig noch anzutreffenden äußere Verhältnisse und Fakten aufzeichnenden Statistik hin. - Vgl. Vorlesungen Dohm (Leitzmann: Werke VII, S. 524f.): Dort hatte Dohm den sehr knappen Ausführungen Humboldts über Statistik eine umfassende Verbesserung hinzugefügt, während der „Musterschüler“ Wilhelm sonst so gut wie nicht korrigiert werden musste. Dohm hatte sich u. a. auch mit Untersuchungen zur Statistik befasst. Ebenfalls die Bibliothek von Humboldts Schwiegervater enthielt zahlreiche Titel zur Statistik.*

<sup>147</sup> *Gestrichen: „die“.*